12

MÄRCHEN IV.

12 Märchen · Band IV

Inhaltsverzeichnis

01	Gebrüder Grimm - Frau Holle	Seite 5
02	Gebrüder Grimm - Schneewittchen	Seite 7
03	Hans-Christian Andersen - Das Schneeglöckchen	Seite 14
04	Hans-Christian Andersen - Der Wassertropfen	Seite 16
05	Oscar Wilde - Die Nachtigall und die Rose	Seite 19
06	Gebrüder Grimm - Der Wolf und die sieben Geißlein	Seite 24
07	Hans-Christian Andersen - Der Flachs	Seite 26
08	Hans Hoffmann - Streit unter Liebenden	Seite 30
09	Ludwig Bechstein - Die Katze und die Maus	Seite 37
10	Hans-Christian Andersen - Die Galoschen des Glücks	Seite 39
11	Hans-Christian Andersen - Urgroßvater	Seite 44
12	Gebrüder Grimm - Die Wichtelmänner	Seite 49

Frau Holle

Eine Witwe hatte zwei Töchter, davon war die eine schön und fleißig, die andere hässlich und faul. Sie hatte aber die hässliche und faule, weil sie ihre rechte Tochter war, viel lieber. Die andere musste alle Arbeit tun und war das Aschenputtel im Hause. Das arme Mädchen musste sich täglich auf die große Straße bei einem Brunnen setzen und so viel spinnen, dass ihm die Finger zu bluten anfingen.

Eines Tages saß es wieder an dem Brunnen und sponn so viel, dass die Spule ganz blutig wurde. Da bückte es sich damit in den Brunnen und wollte sie abwaschen. Sie sprang ihm aber aus der Hand und fiel hinab.

Es weinte, lief zur Stiefmutter und erzählte ihr das Unglück. Sie schalt es aber so heftig und war so unbarmherzig, dass sie sprach: „Du hast die Spule herunterfallen lassen, so hol sie auch wieder herauf!"

Da ging das Mädchen zu dem Brunnen zurück und wusste nicht, was es anfangen sollte. In seiner Angst sprang es in den Brunnen hinein, um die Spule zu holen. Es verlor die Besinnung und als es erwachte, war es auf einer schönen Wiese. Die Sonne schien warm vom Himmel und überall standen vieltausend Blumen. Auf dieser Wiese ging es weiter und kam zu einem Backofen, der voll mit Brot war. Das Brot aber rief: „Ach bitte, zieh mich raus, zieh mich raus, sonst verbrenn' ich! Ich bin schon längst fertig gebacken." Da trat es an den Ofen und holte alles Brot nacheinander mit dem Brotschieber heraus. Dann ging es weiter und kam zu einem Baum, der war voll mit Äpfeln und rief ihm zu: „Ach bitte, schüttel mich, schüttel mich! Meine Äpfel sind alle miteinander reif." Da schüttelte es den Baum, dass die Äpfel fielen, als regneten sie. Es schüttelte bis keiner mehr oben war. Als es alle auf einem Haufen zusammengelegt hatte, ging es wieder weiter.

Endlich kam es zu einem kleinen Haus, daraus guckte eine alte Frau, weil sie aber so große Zähne hatte, bekam es große Angst, und es wollte fortlaufen. Die alte Frau aber rief ihm nach: „Was fürchtest du dich, liebes Kind? Bleib bei mir. Wenn du alle Arbeit im Hause ordentlich tun willst, so soll dir's gut gehn. Du musst nur achtgeben, dass du mein Bett gut machst. Du musst es fleißig aufschütteln, dass die Federn fliegen. Dann schneit es in der Welt, denn ich bin die Frau Holle." Weil die Alte ihm so gut zusprach, fasste sich das Mädchen ein Herz und willigte ein. Es erledigte auch alles nach ihrer Zufriedenheit und schüttelte das Bett immer gewaltig, dass die Federn wie Schneeflocken umherflogen. Dafür hatte es auch ein gut Leben bei ihr. Es gab kein böses Wort aber alle Tage Gesottenes und Gebratenes.

So lebte es einige Zeit bei Frau Holle, da wurde es seltsam traurig und wusste anfangs selbst nicht warum. Endlich merkte es, dass es Heimweh war. Auch wenn es ihm hier gleich viele tausend Male besser ging als zu Hause, so hatte es doch ein Verlangen dahin.

Endlich sagte es zur Frau Holle: „Ich habe die Sehnsucht nach Haus gekriegt. Und wenn es mir auch noch so gut hier unten geht, so kann ich doch nicht länger bei Euch bleiben. Ich muss wieder hinauf zu den Meinigen." Da sagte Frau Holle: „Es gefällt mir, dass du wieder nach Haus verlangst und weil du mir so treu gedient hast, so will ich dich selbst wieder hinaufbringen." Sie nahm es daraufhin bei der Hand und führte es vor ein großes Tor. Das Tor schwang auf und als das Mädchen gerade darunter her ging, fiel ein gewaltiger Goldregen. Alles Gold blieb an ihm hängen, so dass es über und über davon bedeckt war. „Das sollst du haben, weil du so fleißig gewesen bist", sprach Frau Holle und gab ihm auch die Spule wieder, die ihm in den Brunnen gefallen war. Darauf schloss sich Tor und das Mädchen befand sich oben auf der Welt, nicht weit vom Haus der Mutter. Als es in den Hof kam, saß dort der Hahn auf dem Brunnen und rief:

„Kikeriki, unsere goldene Jungfrau ist wieder hie." Da ging es hinein zu seiner Mutter, und weil es so mit Gold bedeckt ankam, ward es von ihr und der Schwester gut aufgenommen. Das Mädchen erzählte alles, was ihm passiert war. Als die Mutter hörte, wie es zu seinem großen Reichtum gekommen war, wollte sie, dass der anderen, hässlichen und faulen Tochter dasselbe Glück ebenfalls wiederfuhr. So setzte es sich an den Brunnen und fing an zu spinnen. Da es aber keine Geduld hatte, stach es sich in den Finger und stieß die Hand in eine Dornenhecke, damit die Spule blutig wurde. Dann warf sie die Spule in den Brunnen und sprang selber hinein.

Sie kam, wie die andere, auf die schöne Wiese und ging auf demselben Pfade weiter. Als sie zu dem Backofen gelangte, schrie das Brot wieder: „Ach bitte, zieh mich raus, zieh mich raus, sonst verbrenn ich! Ich bin schon längst ausgebacken." Die Faule aber antwortete: „Da hätt ich Lust, mich schmutzig zu machen", und ging fort. Bald kam sie zu dem Apfelbaum, der rief: „Ach bitte, schüttel mich, schüttel mich! Meine Äpfel sind alle miteinander reif." Sie antwortete aber: „Du kommst mir recht! Es könnte mir doch einer auf den Kopf fallen", und ging damit weiter.

Als sie vor der Frau Holle Haus kam, fürchtete sie sich nicht, weil sie von ihren großen Zähnen schon gehört hatte, und verdingte sich gleich zu ihr. Am ersten Tag tat sie sich Gewalt an, war fleißig. Sie folgte der Frau Holle artig, wenn sie ihr etwas auftrug, denn sie dachte an das viele Gold, dass sie ihr schenken würde. Am zweiten Tag aber fing sie schon an zu faulenzen. Am dritten noch mehr und wollte morgens gar nicht aufstehen. Sie machte auch der Frau Holle das Bett nicht, wie sich's gebührte, und schüttelte es nicht, dass die Federn aufflogen.

Das ward die Frau Holle bald müde und sagte ihr den Dienst auf. Die Faule war das wohl zufrieden und meinte, nun würde der Goldregen kommen. Die Frau Holle führte auch sie zu dem Tor. Als sie aber darunterstand, ward statt des Goldes ein großer Kessel voll Pech ausgeschüttet. „Das ist zur Belohnung deiner Dienste", sagte die Frau Holle und schloss das Tor zu.

Da kam die Faule heim, aber sie war ganz mit Pech bedeckt. Der Hahn auf dem Brunnen, rief, als er sie sah: „Kikeriki, unsere schmutzige Jungfrau ist wieder hie." Das Pech aber blieb fest an ihr hängen und wollte, solange sie lebte, nicht abgehen.

Gebrüder Grimm

Schneewittchen

Es war einmal mitten im Winter, und die Schneeflocken fielen wie Federn vom Himmel herab. Da saß eine Königin an einem Fenster, das einen Rahmen von schwarzem Ebenholz hatte, und nähte. Und wie sie so nähte und nach dem Schnee aufblickte, stach sie sich mit der Nadel in den Finger, und es fielen drei Tropfen Blut in den Schnee. Und weil das Rote im weißen Schnee so schön aussah, dachte sie bei sich: Hätt' ich ein Kind, so weiß wie Schnee, so rot wie Blut und so schwarz wie das Holz an dem Rahmen! Bald darauf bekam sie ein Töchterlein, das war so weiß wie Schnee, so rot wie Blut und so schwarzhaarig wie Ebenholz und ward darum Schneewittchen (Schneeweißchen) genannt. Und wie das Kind geboren war, starb die Königin. Über ein Jahr nahm sich der König eine andere Gemahlin. Es war eine schöne Frau, aber sie war stolz und übermütig und konnte nicht leiden, dass sie an Schönheit von jemand sollte übertroffen werden. Sie hatte einen wunderbaren Spiegel; wenn sie vor den trat und sich darin beschaute, sprach sie: „Spieglein, Spieglein an der Wand, Wer ist die Schönste im ganzen Land?" so antwortete der Spiegel: „Frau Königin, Ihr seid die Schönste im Land." Da war sie zufrieden, denn sie wusste, dass der Spiegel die Wahrheit sagte. Schneewittchen aber wuchs heran und wurde immer schöner, und als es sieben Jahre alt war, war es so schön, wie der klare Tag und schöner als die Königin selbst. Als diese einmal ihren Spiegel fragte: „Spieglein, Spieglein an der Wand, Wer ist die Schönste im ganzen Land?" so antwortete er: „Frau Königin, Ihr seid die Schönste hier, aber Schneewittchen ist tausendmal schöner als Ihr." Da erschrak die Königin und ward gelb und grün vor Neid. Von Stund an, wenn sie Schneewittchen erblickte, kehrte sich ihr das Herz im Leibe herum, so hasste sie das Mädchen. Und der Neid und Hochmut wuchsen wie ein Unkraut in ihrem Herzen immer höher, dass sie Tag und Nacht keine Ruhe mehr hatte. Da rief sie einen Jäger und sprach: „Bring das Kind hinaus in den Wald, ich will's nicht mehr vor meinen Augen sehen. Du sollst es töten und mir Lunge und Leber zum Wahrzeichen mitbringen." Der Jäger gehorchte und führte es hinaus, und als er den Hirschfänger gezogen hatte und Schneewittchens unschuldiges Herz durchbohren wollte, fing es an zu weinen und sprach: „Ach, lieber Jäger, lass mir mein Leben! Ich will in den wilden Wald laufen und nimmermehr wieder heimkommen." Und weil es gar so schön war, hatte der Jäger Mitleiden und sprach: „So lauf hin, du armes Kind!" Die wilden Tiere werden dich bald gefressen haben, dachte er, und doch war's ihm, als wäre ein Stein von seinem Herzen gewälzt, weil er es nicht zu töten brauchte. Und als gerade ein junger Frischling dahergesprungen kam, stach er ihn ab, nahm Lunge und Leber heraus und brachte sie als Wahrzeichen der Königin mit. Der Koch musste sie in Salz kochen, und das boshafte Weib aß sie auf und meinte, sie hätte Schneewittchens Lunge und Leber gegessen. Nun war das arme Kind in dem großen Wald mutterseelenallein, und ward ihm so angst, dass es alle Blätter an den Bäumen ansah und nicht wusste, wie es sich helfen sollte. Da fing es an zu laufen und lief über die spitzen Steine und durch die Dornen, und die wilden Tiere sprangen an ihm vorbei, aber sie taten ihm nichts. Es lief, so lange nur die Füße noch fortkonnten, bis es bald Abend werden wollte. Da sah es ein kleines Häuschen und ging hinein, sich zu ruhen. In dem Häuschen war alles klein, aber so zierlich und reinlich, daß es nicht zu sagen ist. Da stand ein weißgedecktes Tischlein mit sieben kleinen Tellern, jedes Tellerlein mit seinem Löffelein, ferner sieben Messerlein und Gäblelein und sieben Becherlein. An der Wand waren sieben Bettlein nebeneinander aufgestellt und schneeweiße Laken darüber gedeckt. Schneewittchen, weil es so hungrig und durstig war, aß von jedem Tellerlein ein wenig Gemüs' und Brot und trank aus jedem Becherlein einen Tropfen Wein; denn es wollte

nicht einem alles wegnehmen. Hernach, weil es so müde war, legte es sich in ein Bettchen, aber keins passte; das eine war zu lang, das andere zu kurz, bis endlich das siebente recht war; und darin blieb es liegen, befahl sich Gott und schlief ein. Als es ganz dunkel geworden war, kamen die Herren von dem Häuslein, das waren die sieben Zwerge, die in den Bergen nach Erz hackten und gruben. Sie zündeten ihre sieben Lichtlein an, und wie es nun hell im Häuslein ward, sahen sie, dass jemand darin gesessen war, denn es stand nicht alles so in der Ordnung, wie sie es verlassen hatten. Der erste sprach: „Wer hat auf meinem Stühlchen gesessen?" Der zweite: „Wer hat von meinem Tellerchen gegessen?" Der dritte: „Wer hat von meinem Brötchen genommen?" Der vierte: „Wer hat von meinem Gemüs'chen gegessen?" Der fünfte: „Wer hat mit meinem Gäbelchen gestochen?" Der sechste: „Wer hat mit meinem Messerchen geschnitten?" Der siebente: „Wer hat aus meinem Becherlein getrunken?" Dann sah sich der erste um und sah, dass auf seinem Bett eine kleine Delle war, da sprach er: „Wer hat in mein Bettchen getreten?" Die anderen kamen gelaufen und riefen: „In meinem hat auch jemand gelegen!" Der siebente aber, als er in sein Bett sah, erblickte Schneewittchen, das lag darin und schlief. Nun rief er die andern, die kamen herbeigelaufen und schrien vor Verwunderung, holten ihre sieben Lichtlein und beleuchteten Schneewittchen. „Ei, du mein Gott! Ei, du mein Gott!" riefen sie, „was ist das Kind so schön!" Und hatten so große Freude, dass sie es nicht aufweckten, sondern im Bettlein fortschlafen ließen. Der siebente Zwerg aber schlief bei seinen Gesellen, bei jedem eine Stunde, da war die Nacht herum. Als es Morgen war, erwachte Schneewittchen, und wie es die sieben Zwerge sah, erschrak es. Sie waren aber freundlich und fragten: „Wie heißt du?" „Ich heiße Schneewittchen", antwortete es. „Wie bist du in unser Haus gekommen?" sprachen weiter die Zwerge. Da erzählte es ihnen, dass seine Stiefmutter es hätte wollen umbringen lassen, der Jäger hätte ihm aber das Leben geschenkt, und da wär' es gelaufen den ganzen Tag, bis es endlich ihr Häuslein gefunden hätte. Die Zwerge sprachen: „Willst du unsern Haushalt versehen, kochen, betten, waschen, nähen und stricken, und willst du alles ordentlich und reinlich halten, so kannst du bei uns bleiben, und es soll dir an nichts fehlen." „Ja", sagte Schneewittchen, „von Herzen gern!" und blieb bei ihnen. Es hielt ihnen das Haus in Ordnung. Morgens gingen sie in die Berge und suchten Erz und Gold, abends kamen sie wieder, und da musste ihr Essen bereit sein. Den ganzen Tag über war das Mädchen allein; da warnten es die guten Zwerglein und sprachen: „Hüte dich vor deiner Stiefmutter, die wird bald wissen, dass du hier bist; lass ja niemand herein!" Die Königin aber, nachdem sie Schneewittchens Lunge und Leber glaubte gegessen zu haben, dachte nicht anders, als sie wäre wieder die Erste und Allerschönste, trat vor ihren Spiegel und sprach: „Spieglein, Spieglein. an der Wand, wer ist die Schönste im ganzen Land?" Da antwortete der Spiegel: „Frau Königin, Ihr seid die Schönste hier, aber Schneewittchen über den Bergen bei den sieben Zwergen ist noch tausendmal schöner als Ihr." Da erschrak sie, denn sie wusste, dass der Spiegel keine Unwahrheit sprach, und merkte, dass der Jäger sie betrogen hatte und Schneewittchen noch am Leben war. Und da sann und sann sie aufs neue, wie sie es umbringen wollte; denn so lange sie nicht die Schönste war im ganzen Land, ließ ihr der Neid keine Ruhe. Und als sie sich endlich etwas ausgedacht hatte, färbte sie sich das Gesicht und kleidete sich wie eine alte Krämerin und war ganz unkenntlich. In dieser Gestalt ging sie über die sieben Berge zu den sieben Zwergen, klopfte an die Türe und rief: „Schöne Ware feil! feil!" Schneewittchen guckte zum Fenster hinaus und rief: „Guten Tag, liebe Frau! Was habt Ihr zu verkaufen?" „Gute Ware", antwortete sie, „Schnürriemen von allen Farben", und holte einen hervor, der aus bunter Seide geflochten war. Die ehrliche Frau kann ich hereinlassen, dachte

Schneewittchen, riegelte die Türe auf und kaufte sich den hübschen Schnürriemen. „Kind“, sprach die Alte, „wie du aussiehst! Komm, ich will dich einmal ordentlich schnüren.“ Schneewittchen hatte kein Arg, stellte sich vor sie und ließ sich mit dem neuen Schnürriemen schnüren. Aber die Alte schnürte geschwind und schnürte so fest, dass dem Schneewittchen der Atem verging und es für tot hinfiel. „Nun bist du die Schönste gewesen“, sprach sie und eilte hinaus. Nicht lange darauf, zur Abendzeit, kamen die sieben Zwerge nach Haus; aber wie erschraken sie, als sie ihr liebes Schneewittchen auf der Erde liegen sahen, und es regte und bewegte sich nicht, als wäre es tot. Sie hoben es in die Höhe, und weil sie sahen, dass es zu fest geschnürt war, schnitten sie den Schnürriemen entzwei; da fing es an ein wenig zu atmen und ward nach und nach wieder lebendig. Als die Zwerge hörten, was geschehen war, sprachen sie: „Die alte Krämerfrau war niemand als die gottlose Königin. Hüte dich und lass keinen Menschen herein, wenn wir nicht bei dir sind!“ Das böse Weib aber, als es nach Haus gekommen war, ging vor den Spiegel und fragte: „Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist die Schönste im ganzen Land?“ Da antwortete er wie sonst: „Frau Königin, Ihr seid die Schönste hier, aber Schneewittchen über den Bergen bei den sieben Zwergen ist noch tausendmal schöner als Ihr.“ Als sie das hörte, lief ihr alles Blut zum Herzen, so erschrak sie, denn sie sah wohl, dass Schneewittchen wieder lebendig geworden war. „Nun aber“, sprach sie, „will ich etwas aussinnen, das dich zugrunde richten soll“, und mit Hexenkünsten, die sie verstand, machte sie einen giftigen Kamm. Dann verkleidete sie sich und nahm die Gestalt eines anderen alten Weibes an. So ging sie hin über die sieben Berge zu den sieben Zwergen, klopfte an die Türe und rief: „Gute Ware feil! feil!“ Schneewittchen schaute heraus und sprach: „Geht nur weiter, ich darf niemand hereinlassen!“ „Das Ansehen wird dir doch erlaubt sein“, sprach die Alte, zog den giftigen Kamm heraus und hielt ihn in die Höhe. Da gefiel er dem Kinde so gut, dass es sich betören ließ und die Türe öffnete. Als sie des Kaufs einig waren, sprach die Alte: „Nun will ich dich einmal ordentlich kämmen.“ Das arme Schneewittchen dachte an nichts, ließ die Alte gewähren, aber kaum hatte sie den Kamm in die Haare gesteckt, als das Gift darin wirkte und das Mädchen ohne Besinnung niederfiel. „Du Ausbund von Schönheit“, sprach das boshafte Weib, „jetzt ist's um dich geschehen“, und ging fort. Zum Glück aber war es bald Abend, wo die sieben Zwerglein nach Haus kamen. Als sie Schneewittchen wie tot auf der Erde liegen sahen, hatten sie gleich die Stiefmutter in Verdacht, suchten nach und fanden den giftigen Kamm. Und kaum hatten sie ihn herausgezogen, so kam Schneewittchen wieder zu sich und erzählte, was vorgegangen war. Da warnten sie es noch einmal, auf seiner Hut zu sein und niemand die Türe zu öffnen. Die Königin stellte sich daheim vor den Spiegel und sprach: „Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist die Schönste im ganzen Land?“ Da antwortete er wie vorher: „Frau Königin, Ihr seid die Schönste hier, aber Schneewittchen über den Bergen bei den sieben Zwergen ist noch tausendmal schöner als Ihr.“ Als sie den Spiegel so reden hörte, zitterte und bebte sie vor Zorn. „Schneewittchen soll sterben“, rief sie, „und wenn es mein eigenes Leben kostet!“ Darauf ging sie in eine ganz verborgene, einsame Kammer, wo niemand hinkam, und machte da einen giftigen Apfel. Äußerlich sah er schön aus, weiß mit roten Backen, dass jeder, der ihn erblickte, Lust danach bekam, aber wer ein Stückchen davon aß, der musste sterben. Als der Apfel fertig war, färbte sie sich das Gesicht und verkleidete sich in eine Bauersfrau, und so ging sie über die sieben Berge zu den sieben Zwergen. Sie klopfte an. Schneewittchen streckte den Kopf zum Fenster heraus und sprach: „Ich darf keinen Menschen einlassen, die sieben Zwerge haben mir's verboten!“ „Mir auch recht“, antwortete die Bäuerin, „meine Äpfel will ich schon loswerden. Da, einen will ich dir schenken.“ „Nein“, sprach Schneewittchen, „ich darf nichts annehmen!“ „Fürchtest du dich vor Gift?“ sprach die Alte, „siehst du, da schneide ich den Apfel in zwei Teile; den roten Backen iss, den weißen will ich essen“. Der Apfel war aber so künstlich gemacht, dass der rote Backen allein vergiftet war. Schneewittchen lusterte den schönen Apfel an, und als es sah, dass die Bäuerin davon aß, so konnte es nicht länger widerstehen, streckte die Hand hinaus und nahm die giftige Hälfte. Kaum aber hatte es einen Bissen davon im Mund, so fiel es tot zur Erde nieder. Da betrachtete es die Königin mit grausigen Blicken und lachte überlaut und sprach: „Weiß wie Schnee, rot wie Blut, schwarz wie Ebenholz! Diesmal können dich die Zwerge nicht wieder erwecken.“ Und als sie daheim den Spiegel befragte: „Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist die Schönste im ganzen Land?“ so antwortete er endlich: „Frau Königin, Ihr seid die Schönste im Land.“ Da hatte ihr neidisches Herz Ruhe, so gut ein neidisches Herz Ruhe haben kann. Die Zwerglein, wie sie abends nach Haus

kamen, fanden Schneewittchen auf der Erde liegen, und es ging kein Atem mehr aus seinem Mund, und es war tot. Sie hoben es auf suchten, ob sie was Giftiges fänden, schnürten es auf, kämmten ihm die Haare, wuschen es mit Wasser und Wein, aber es half alles nichts; das liebe Kind war tot und blieb tot. Sie legten es auf eine Bahre und setzten sich alle siebene daran und beweinten es und weinten drei Tage lang. Da wollten sie es begraben, aber es sah noch so frisch aus wie ein lebender Mensch und hatte noch seine schönen, roten Backen. Sie sprachen: „Das können wir nicht in die schwarze Erde versenken", und ließen einen durchsichtigen Sarg von Glas machen, dass man es von allen Seiten sehen konnte, legten es hinein und schrieben mit goldenen Buchstaben seinen Namen darauf und dass es eine Königstochter wäre. Dann setzten sie den Sarg hinaus auf den Berg, und einer von ihnen blieb immer dabei und bewachte ihn. Und die Tiere kamen auch und beweinten Schneewittchen, erst eine Eule dann ein Rabe, zuletzt ein Täubchen. Nun lag Schneewittchen lange, lange Zeit in dem Sarg und verweste nicht, sondern sah aus, als wenn es schliefe, denn es war noch so weiß wie Schnee, so rot wie Blut und so schwarzhaarig wie Ebenholz. Es geschah aber, dass ein Königssohn in den Wald geriet und zu dem Zwergenhaus kam, da zu übernachten. Er sah auf dem Berg den Sarg und das schöne Schneewittchen darin und las, was mit goldenen Buchstaben darauf geschrieben war. Da sprach er zu den Zwergen: „Lasst mir den Sarg, ich will euch geben, was ihr dafür haben wollt." Aber die Zwerge antworteten: „Wir geben ihn nicht für alles Gold in der Welt." Da sprach er: „So schenkt mir ihn, denn ich kann nicht leben, ohne Schneewittchen zu sehen, ich will es ehren und hochachten wie mein Liebstes." Wie er so sprach, empfanden die guten Zwerglein Mitleid mit ihm und gaben ihm den Sarg. Der Königssohn ließ ihn nun von seinen Dienern auf den Schultern forttragen. Da geschah es, daß sie über einen Strauch stolperten, und von dem Schüttern fuhr der giftige Apfelgrütz, den Schneewittchen abgebissen hatte, aus dem Hals. Und nicht lange, so öffnete es die Augen, hob den Deckel vom Sarg in die Höhe und richtete sich auf und war wieder lebendig. „Ach Gott, wo bin ich?" rief es. Der Königssohn sagte voll Freude: „Du bist bei mir", und erzählte, was sich zugetragen hatte, und sprach: „Ich habe dich lieber als alles auf der Welt; komm mit mir in meines Vaters Schloss, du sollst meine Gemahlin werden." Da war ihm Schneewittchen gut und ging mit ihm, und ihre Hochzeit ward mit großer Pracht und Herrlichkeit angeordnet. Zu dem Feste wurde aber auch Schneewittchens gottlose Stiefmutter eingeladen. Wie sie sich nun mit schönen Kleidern angetan hatte, trat sie vor den Spiegel und sprach: „Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist die Schönste im ganzen Land?" Der Spiegel antwortete: „Frau Königin, Ihr seid die Schönste hier, aber die junge Königin ist noch tausendmal schöner als ihr." Da stieß das böse Weib einen Fluch aus, und ward ihr so Angst, so Angst, dass sie sich nicht zu lassen wusste. Sie wollte zuerst gar nicht auf die Hochzeit kommen, doch ließ es ihr keine Ruhe, sie musste fort und die junge Königin sehen. Und wie sie hineintrat, erkannte sie Schneewittchen, und vor Angst und Schrecken stand sie da und konnte sich nicht regen. Aber es waren schon eiserne Pantoffel über Kohlenfeuer gestellt und wurden mit Zangen hereingetragen und vor sie hingestellt. Da musste sie in die rotglühenden Schuhe treten und so lange tanzen, bis sie tot zur Erde fiel.

Gebrüder Grimm

Das Schneeglöckchen

s war Winterszeit, die Luft kalt, der Wind scharf, aber hinter Tür und Riegel war es warm und gemütlich, hinter Tür und Riegel lag, die Blume, sie lag in ihrer Zwiebel unter Erde und Schnee. Eines Tages fiel Regen; die Tropfen drangen durch die Schneedecke in die Erde hinab, berührten die Blumenzwiebel, sprachen von der lichten Welt oberhalb; bald drang der Sonnenstrahl fein und bohrend durch den Schnee zu der Zwiebel, und es kribbelte in ihr. „Herein!“ sagte die Blume. „Ich kann nicht!“ sagte der Sonnenstrahl, „ich bin nicht stark genug, um aufzuschließen! Wenn es Sommer wird, werde ich stark!“ „Wann ist es Sommer?“ fragte die Blume und wiederholte diese Frage jedesmal, wenn ein neuer Sonnenstrahl hinabdrang. Aber es war weit von der Sommerzeit entfernt; der Schnee lag noch, es fror Eis auf dem Wasser jede Nacht. „Wie das lange dauert! Wie das lange dauert!“ sagte die Blume. „Ich fühle ein Kribbeln und Krabbeln, ich muss mich recken, ich muss mich strecken, ich muss aufschließen, ich muss hinaus, muss dem Sommer „Guten Morgen“ zunicken, das wird eine beglückende Zeit werden!“ Und die Blume reckte und streckte sich drinnen gegen die dünne Schale, die das Wasser von außen erweicht, Schnee und Erde erwärmt, der Sonnenstrahl gekribbelt hatte; sie schoss hervor unter dem Schnee, mit weißgrüner Knospe auf grünem Stengel mit schmalen, dicken Blättern, die sie gleichsam schützen wollten. Der Schnee war kalt, aber vom Lichte durchstrahlt, daher war es gar leicht, durch ihn hindurch zu brechen, und nun kam der Sonnenstrahl mit größerer Kraft als bisher. „Willkommen! Willkommen!“ sang und klang jeder Strahl und die Blume hob sich über den Schnee hinaus in die Lichtwelt. Die Sonnenstrahlen streichelten und küssten sie, daß sie sich ganz öffnete, weiß wie der Schnee und geschmückt mit grünen Streifen. Sie beugte ihren Kopf in Freude und Demut. „Wunderschöne Blume!“ sangen die Sonnenstrahlen. „Wie bist Du frisch und zart! Du bist die Erste! Du bist die Einzige! Du bist unsere Liebe! Du läutest Sommer, schönen Sommer über Land und Stadt. All' der Schnee wird schmelzen! Die kalten Winde werden hinweggejagt! Wir werden herrschen! Alles wird grünen! Und dann wirst Du Gesellschaft haben, Syringen, Goldregen und Rosen, aber Du bist die Erste, so fein, so zart!“ Das war ein großes Vergnügen. Es war, als singe und klinge die Luft, als drängen die Strahlen des Lichts in die Blätter und den Stengel der Blume; da stand sie so sein und so leicht zu brechen und doch so kräftig in junger Schönheit; sie stand in weißem Kleide mit grünen Bändern da, sie machte Sommer. Aber es war noch weit bis zur Sommerszeit. Wolken verdeckten die Sonne, scharfe Winde bliesen. „Du bist zu früh gekommen!“ sagten Wind und Wetter. „Wir haben noch die Gewalt, und Du sollst sie empfinden und Dich darein fügen! Du hättest hübsch zu Hause bleiben, nicht herauslaufen sollen und Staat machen die Zeit dazu ist noch nicht da!“ Es war eine schneidende Kälte! Die Tage, die da kamen, brachten nicht einen Sonnenstrahl! Es war ein Wetter zum Entzweifrieren für so eine kleine Blume. Aber sie besaß mehr Kraft als sie selbst wusste; sie war stark in Freude und im Glauben an den Sommer, der kommen musste, der ihr in ihrem tiefen Sehnen verkündet und von dem warmen Sonnenlichte bestätigt worden war, und so blieb sie denn auch mit Zuversicht in ihrer weißen Tracht im weißen Schnee stehen, ihren Kopf beugend, selbst während die Schneeflocken dicht und schwer herabfielen und die eisigen Winde, über sie dahinfuhren. „Du wirst brechen!“ sagten sie, „verwelken, verwelken! Was wolltest Du draußen? Weshalb ließest Du Dich verlocken, der Sonnenstrahl hat Dich gefoppt! Jetzt hast Du es darnach, Du Sommernärrin!“ „Sommernärrin!“ wiederholte sie in kalter Morgenstunde. „Sommernärrin!“ jubelten einige Kinder, die in den Garten kamen, „da steht eine, wie schön, wie schön, die Erste, die Einzige!“ Diese Worte thaten der Blume so wohl, es waren Worte wie warme Sonnenstrahlen. Die Blume empfand es in ihrer Freude nicht einmal, dass man sie brach; sie lag in Kindeshand, wurde von Kindesmund geküsst, in die warme Stube getragen, von sanften Augen beschaut, ins Wasser gesteckt, wie stärkend, wie belebend! Die Blume glaubte, sie sei plötzlich tief in den Sommer hineingerathen. Die Tochter vom Hause, ein schönes, kleines Mädchen, war konfirmiert, sie hatte einen lieben Freund, und der war auch konfirmiert, er studierte zum Amtsexamen. „Der soll mein Sommernarr sein!“ sagte sie und nahm die seine Blume, legte sie in ein Stückchen duftendes Papier, auf welches Verse geschrieben waren, Verse von der Blume, die mit Sommernarr begannen und mit Sommernarr endigten, „mein Freund, sei Winternarr!“ sie hatte ihn mit dem Sommer genarrt. Ja, das stand alles in dem Verse und wurde als Brief gefaltet, die Blume lag in dem Briefe. Es war finster um sie her, finster wie damals, als sie in der Zwiebel lag. Die Blume ging auf die Reise, lag in der Posttasche, wurde geklemmt und gedrückt, was gar nicht angenehm war; allein das hatte auch ein Ende. Die Reise war vorüber, der Brief wurde geöffnet und gelesen von dem lieben Freunde; wie vergnügt war er, er küsste die Blume und sie wurde, in ihrem Umschlage von Versen, in einen Kasten gelegt, in welchem mehrere schöne Briefe, aber alle ohne Blume lagen; sie war die Erste, die Einzige, wie die Sonnenstrahlen sie genannt hatten, und darüber nachzudenken war ein Vergnügen. Man ließ ihr auch Zeit darüber nachzudenken, sie dachte während der Sommer verstrich und der lange Winter schwand, und es wurde wieder Sommer, als sie auf's Neue zum Vorscheine kam. Aber nun war der junge Mann durchaus nicht erfreut, er fasste die Briefe sehr unsanft an, warf den Vers hin, dass die Blume auf den Fußboden fiel. Flach und verwelkt war sie freilich, aber warum deshalb auf den Fußboden geworfen? Hier lag sie indes besser als im Feuer, dort gingen die Verse und Briefe in Flammen auf. Was war geschehen? – Was so oft geschieht. Die Blume hatte ihn genarrt, das war ein Scherz; die Jungfrau hatte ihn genarrt, das war kein Scherz; sie hatte sich während des Sommers einen andern Freund erkoren. Am nächsten Tage schien die Morgensonne hinein auf das kleine, flachgedrückte Schneeglöckchen, das so aussah, als sei es auf den Fußboden hingemalt. Das Dienstmädchen, welches das Zimmer auslehrte, hob es auf, legte es in eins der Bücher hinein, die auf dem Tische lagen, und zwar in der Meinung, es müsse beim Aufräumen herausgefallen sein. Die Blume lag wieder zwischen Versen, gedruckten Versen, und die sind vornehmer als die geschriebenen, wenigstens ist mehr Geld auf sie verwendet. Darauf vergingen Jahre, das Buch stand auf dem Bücherbrette: dann wurde es einmal in die Hand genommen, man schlug es auf und las darin; es war ein gutes Buch: Verse und Lieder von dem alten dänischen Dichter Ambrosius Stub, die wohl zu lesen werth sind. Der Mann, der in dem Buche las, schlug ein Blatt um. „Da liegt ja eine Blume!“ sagte er, „ein Schneeglöckchen, ein Sommernarr, ein Dichternarr! Die wird wohl mit Bedacht hier hereingelegt worden sein; armer Ambrosius Stub! Er war auch ein Sommernarr, ein Dichternarr! Er kam seiner Zeit zu früh, und deshalb musste auch er die scharfen Winde kosten, als Gast bei den adeligen Gutsbesitzern umherwandern, als Blume im Wasserglase, Blume im gereimten Briefe! Sommernarr, Winternarr, Spaß und Narrheit, und doch der erste, der einzige, der jugendfrische dänische Dichter von damals. Ja, bleib Du als Zeichen im Buche liegen, Du kleines Schneeglöckchen, Du bist mit Bedacht hineingelegt worden.“ Und das Schneeglöckchen wurde wieder in's Buch gelegt, es fühlte sich da sowohl geehrt als vergnügt, zu wissen, dass es ein Zeichen war in dem prächtigen Liederbuche und dass Derjenige, der zuerst von ihm gesungen und geschrieben hatte, auch ein Schneeglöckchen, ein Sommernarr gewesen, auch zur Winterzeit als Narr dagestanden hatte. Die Blume verstand das nun in ihrer Weise, wie wir ja auch jedes Ding in unserer Weise deuten.

Hans-Christian Andersen

Der Wassertropfen

u kennst ja wohl ein Vergrößerungsglas, so ein rundes Brillenglas, welches alles hundertmal größer macht, als es ist? Wenn man es nimmt und vor das Auge hält und dadurch den Wassertropfen draußen vom Teiche betrachtet, so erblickt man über tausend wunderbare Tiere, die man sonst nie im Wasser sieht, aber sie sind da, es ist wirklich so. Es sieht fast aus, wie ein ganzer Teller voll Krabben, die untereinander herumspringen, sie sind sehr raubgierig, sie reißen einander Arme und Beine, Enden und Stücke ab, und doch sind sie auf ihre Weise froh und vergnügt.

Nun war einmal ein alter Mann, den alle Leute Kribbel-Krabbel nannten, denn so hieß er. Er wollte immer das Beste von jeder Sache haben, und wenn das durchaus nicht gehen wollte, dann nahm er es durch Zauberei. Dieser Mann sitzt eines Tages und hält sein Vergrößerungsglas vor das Auge und betrachtete einen Wassertropfen, welcher von draußen aus einer Pfütze im Graben genommen war. Wie es da kribbelte und krabbelte! Alle die tausend Tierchen hüpften und sprangen, zerrten an einander und fraßen von einander. „Aber das ist ja abscheulich!" sagte der alte Kribbel-Krabbel, „kann man sie nicht dahin bringen, in Ruhe und Frieden zu leben, und dass sich jedes nur um sich bekümmert?" Er dachte und dachte, aber es wollte nicht recht gehen, und deshalb musste er zaubern. „Ich muss ihnen Farbe geben, damit sie deutlicher gesehen werden können!" sagte er, und dann tröpfelte er etwas, einem kleinen Tropfen Rotwein ähnlich, in den Wassertropfen, aber das war Hexenblut, von der feinsten Gattung zu sechs Pfennigen; nun wurden aber die wunderbaren Tierchen über den ganzen Körper rosenrot, es sah aus wie eine ganze Stadt voller nackter, wilder Männer. „Was hast Du da?" fragte ein anderer alter Zauberer, der keinen Namen hatte, und das war gerade das Feine an ihm. „Ja, kannst Du raten, was es ist", sagte Kribbel- Krabbel, „so will ich es Dir schenken, aber es ist nicht leicht herauszufinden, wenn man es nicht weiß!" Der Zauberer, der keinen Namen hatte, sah durch das Vergrößerungsglas. Es sah wirklich aus wie eine ganze Stadt, wo alle Menschen ohne Kleider herumliefen. Es war schauerlich, aber noch schauerlicher war es, zu sehen, wie der Eine den Andern puffte und stieß, wie sie gezwickt und gezupft, gebissen und gezaust wurden! Was unten war, sollte nach oben, und was oben war, sollte wieder nach unten! „Sieh! Sieh! Sein Bein ist länger als meins! Baff - weg damit!" Da ist Einer, der hat eine kleine Beule hinter dem Ohr, ein kleines, unschuldiges Beulchen, aber sie quält ihn, und darum soll sie nicht noch Mehrere quälen, sie hackten in dieselbe und sie zerrten ihn, und sie fraßen ihn der kleinen Beule wegen. Da saß Einer so still, wie eine kleine Jungfrau und wünschte nur Ruhe und Frieden. Aber nun sollte die Jungfrau hervor, und sie zerrten an ihr und sie zerrissen und verschlangen sie! „Das ist sehr belustigend!" sagte der Zauberer. „Ja, aber was glaubst Du wohl, was es ist?" fragte Kribbel-Krabbel. „Kannst Du es ausfindig machen?" „Nun, das ist ja leicht zu sehen!" sagte der Andere. „Das ist irgend eine große Stadt, sie gleichen einander ja alle. Eine große Stadt ist es!" „Es ist Grabenwasser!" sagte Kribbel-Krabbel.

Hans-Christian Andersen

Die Nachtigall und die Rose

ie sagte, sie würde mit mir tanzen, wenn ich ihr rote Rosen brächte," rief der junge Student; „aber in meinem ganzen Garten ist keine rote Rose." Aus ihrem Nest auf dem Stamme der Steineiche hörte ihn die Nachtigall, und sie blickte neugierig durch die Blätter hinaus. „Keine rote Rose in meinem ganzen Garten!" rief er, und seine schönen Augen füllten sich mit Tränen. „Ach, von was für Kleinigkeiten hängt das Glück ab! Ich habe alles gelesen, was die weisen Männer geschrieben haben, und alle Geheimnisse der Philosophie sind mein, aber weil mir eine rote Rose fehlt, ist mein Leben elend geworden." „Hier ist doch endlich einer, der wahrhaft liebt," sagte die Nachtigall. „Nacht für Nacht habe ich von ihm gesungen, obgleich ich ihn nicht kannte: Nacht für Nacht habe ich den Sternen seine Geschichte erzählt, und jetzt sehe ich ihn. Sein Haar ist dunkel wie die Hyazinthenblüte, und seine Lippen sind rot wie die Rose, nach der er verlangt; aber Leidenschaft hat sein Gesicht zu bleichem Elfenbein gemacht, und Kummer hat sein Siegel auf seine Stirne gedrückt." „Der Prinz gibt morgen abend einen Ball," murmelte der junge Student, „und meine Geliebte wird ihn mitmachen. Wenn ich ihr eine rote Rose bringe, wird sie mit mir tanzen bis zum Morgen. Wenn ich ihr eine rote Rose bringe, werde ich sie in meinen Armen halten, sie wird ihr Haupt an meine Schulter lehnen, und ihre Hand wird sich in meine schließen. Aber es wächst keine rote Rose in meinem Garten, deshalb werde ich einsam sitzen, und sie wird an mir vorübergehen. Sie wird mich nicht beachten, und mein Herz wird brechen." „Das ist wirklich die wahre Liebe," sagte die Nachtigall. „Wovon ich singe, das erleidet er: was mir Lust ist, ihm ist es Schmerz. Sicherlich, Liebe ist etwas Wundervolles. Sie ist kostbarer als Smaragde und wertvoller als echte Opale. Für Perlen und Granatäpfel kann man sie nicht kaufen, noch ist sie auf dem Marktplatz ausgestellt. Man kann sie bei keinem Händler erstehen, noch lässt sie sich in einer Wagschale für Gold auswiegen." „Die Musiker werden auf ihrer Galerie sitzen", sagte der junge Student, „und auf ihren Saiteninstrumenten spielen, und meine Geliebte wird zur Musik der Harfe und der Violine tanzen. Sie wird so leicht dahintanzen, dass ihre Füße nicht den Boden berühren, und die Höflinge in ihren glänzenden Kleidern werden sich um sie drängen. Aber mit mir wird sie nicht tanzen, denn ich habe ihr keine rote Rose zu geben," und er warf sich auf das Gras hin und verbarg sein Gesicht in seinen Händen und weinte. „Warum weint er?" fragte eine kleine grüne Eidechse, als sie mit dem Schwanz in der Luft an ihm vorbei rannte. „Ja, warum?" sagte ein Schmetterling, der hinter einem Sonnenstrahl dahinflatterte. „Ja, warum?" flüsterte ein Gänseblümchen mit sanfter, leiser Stimme zu seiner Nachbarin. „Er weint um eine rote Rose," sagte die Nachtigall. „Um eine rote Rose!" riefen sie; „wie unendlich lächerlich!" und die kleine Eidechse, die so etwas wie ein Zyniker war, lachte aus vollem Halse. Aber die Nachtigall verstand im Innersten den Schmerz des Studenten, und sie saß schweigend auf dem Eichbaum und dachte nach über das Geheimnis der Liebe. Plötzlich breitete sie ihre braunen Flügel zum Fliegen aus und schwang sich in die Luft. Wie ein Schatten glitt sie durch den Hain, und wie ein Schatten segelte sie über den Garten. Im Mittelpunkte des Rasenplatzes stand ein schöner Rosenstrauch, und als sie ihn sah, flog sie zu ihm hin und setzte sich auf einen Zweig. „Gib mir eine rote Rose," rief sie, „und ich will dir mein süßestes Lied singen. Aber der Strauch schüttelte seinen Kopf. „Meine Rosen sind weiß," antwortete er; „so weiß wie der Schaum des Meeres und weißer als der Schnee auf dem Berge. Aber geh' zu meinem Bruder, der rings um die alte Sonnenuhr wächst, und vielleicht wird er dir geben, was du wünschest." Da flog die Nachtigall hinüber zu dem Rosenstrauch, der rings um die alte Sonnenuhr wuchs. „Gib mir eine rote Rose," rief sie, „und ich will dir

mein süßestes Lied singen." Aber der Strauch schüttelte seinen Kopf. „Meine Rosen sind gelb," antwortete er; „so gelb wie das Haar der Seejungfer, die auf einem Thron von Bernstein sitzt, und gelber als die gelbe Narzisse, die auf der Wiese blüht, bevor der Mäher kommt mit seiner Sense. Aber geh' zu meinem Bruder, der unter des Studenten Fenster wächst, und vielleicht wird er dir geben, was du wünschest." Da flog die Nachtigall hinüber zu dem Rosenstrauch, der unter des Studenten Fenster wuchs. „Gib mir eine rote Rose," rief sie, „und ich will dir mein süßestes Lied singen." Aber der Strauch schüttelte seinen Kopf. „Meine Rosen sind rot," antwortete er; „so rot wie die Füße der Taube und röter als die große Wedel der Koralle, die in der Tiefe des Meeres hin und her wogen. Aber der Winter hat meine Adern erkältet, der Frost hat meine Knospen zerstört, der Sturm hat meine Zweige gebrochen, und so werde ich dieses Jahr überhaupt keine Rosen haben." „Eine rote Rose ist alles, was ich brauche," rief die Nachtigall, „nur eine rote Rose! Gibt es denn keine Möglichkeit, eine zu erlangen?" „Es gibt eine Möglichkeit," antwortete der Strauch; „aber sie ist so schrecklich, dass ich es nicht wage, sie dir zu nennen." „Nenne sie mir," sagte die Nachtigall, „ich fürchte mich nicht." „Wenn du eine rote Rose wünschest," sagte der Strauch, „dann musst du sie bei Mondschein aus Musik bilden und sie mit deinem eigenen Herzblut färben. Du musst vor mir singen, deine Brust gegen einen Dorn gedrückt. Die ganze Nacht durch musst du mir singen, und der Dorn muß dein Herz durchbohren, und dein Lebensblut muss in meine Adern fließen und mein Blut werden." „Tod ist ein hoher Preis für eine rote Rose, rief die Nachtigall, „und Leben ist einem jeden sehr teuer. Es ist angenehm, im grünen Gehölz zu sitzen, die Sonne auf ihrem goldenen Wagen zu beobachten und den Mond auf seinem Perlenwagen. Süß ist der Duft des Weißdorns, und süß sind die Glockenblumen, die sich im Tal verbergen, und das Heidekraut, das auf dem Hügel blüht. Aber Liebe ist besser als Leben, und was ist das Herz eines Vogels, verglichen mit dem Herzen eines Menschen?" Da breitete sie ihre braunen Flügel zum Fliegen aus und schwang sich in die Luft. Wie ein Schatten glitt sie über den Garten, und wie ein Schatten segelte sie durch den Hain. Der junge Student lag noch auf dem Grase, wo sie ihn verlassen hatte, und die Tränen waren noch nicht getrocknet in seinen schönen Augen. „Sei glücklich," rief die Nachtigall, „sei glücklich; du sollst deine rote Rose haben. Aus Musik will ich sie bei Mondschein bilden und sie färben mit meinem eigenen Herzblut. Alles, was ich zum Dank dafür verlange, ist, dass du ein wahrer Liebhaber bist, denn Liebe ist weiser als Philosophie, mag diese auch noch so weise sein, und stärker als Macht, mag diese auch noch so stark sein. Feuerfarben sind ihre Schwingen, und feuerfarben ist ihr Leib. Ihre Lippen sind süß wie Honig, und ihr Atem ist wie Weihrauch." Der Student blickte auf von dem Gras und lauschte, aber er konnte nicht verstehen, was die Nachtigall zu ihm sprach, denn er kannte nur Dinge, die in Büchern niedergeschrieben sind. Aber der Eichbaum verstand und wurde traurig, denn er liebte die kleine Nachtigall, die ihr Nest in seinen Zweigen gebaut hatte. „Sing' mir noch ein letztes Lied," flüsterte er; „ich werde mich sehr einsam fühlen, wenn du fort bist." Da sang die Nachtigall zum Eichbaum, und ihre Stimme war wie Wasser, das aus einem silbernen Gefäß tropft. Als sie ihren Gesang beendet hatte, erhob sich der Student und zog ein Notizbuch und einen Bleistift aus seiner Tasche. „Form hat sie," sagte er zu sich selbst, als er durch den Hain davonwandelte, „das kann man ihr nicht abstreiten; aber hat sie Gefühl? Ich fürchte, nein. Natürlich ist sie wie die meisten Künstler; sie ist ganz Stil ohne innere Echtheit. Sie würde sich nicht für andere opfern. Sie denkt nur an Musik, und jeder weiß, dass die Künste selbstsüchtig sind. Trotzdem musss man zugeben, dass sie einige schöne Töne in ihrer Stimme hat. Wie schade, dass kein Sinn in ihnen steckt, und dass sie keinen praktischen Wert haben." Und er ging in

sein Zimmer, legte sich auf sein kleines Strohsackbett und begann, über seine Liebe nachzudenken; und nach einiger Zeit versank er in Schlummer. Und als der Mond am Himmel schien, flog die Nachtigall zu dem Rosenstrauch und drückte ihre Brust gegen den Dorn. Die ganze Nacht durch sang sie, ihre Brust gegen den Dorn gedrückt, und der kalte, kristallene Mond neigte sich hinab und lauschte. Die ganze Nacht durch sang sie, und der Dorn ging tiefer und tiefer in ihre Brust, und ihr Lebensblut ebbte hinweg von ihr. Sie sang zuerst von der Geburt der Liebe im Herzen eines Knaben und eines Mädchens. Und auf dem obersten Zweig des Rosenstrauchs da erblühte eine wunderbare Rose, Blumenblatt nach Blumenblatt, wie ein Lied dem andern folgte. Bleich war sie im Anfang wie der Nebel, der über dem Fluss hängt – bleich wie die Füße des Morgens und silbern wie die Schwingen der Dämmerung. Wie der Schatten einer Rose in einem silbernen Spiegel, wie der Schatten einer Rose in einem Wasserpfuhl, so war die Rose, die auf dem obersten Zweig des Rosenstrauches erblühte. Aber der Strauch rief der Nachtigall zu, sich fester gegen den Dorn zu pressen. „Presse dich fester an, kleine Nachtigall," rief der Strauch, „sonst kommt der Tag, bevor die Rose vollendet ist." Da presste sich die Nachtigall fester gegen den Dorn an, und lauter und lauter wurde ihr Singen, denn sie sang von der Geburt der Leidenschaft in der Seele eines Mannes und einer

Jungfrau. Und ein zartes, rosiges Glühen kam in die Rosenblätter, wie das Erröten im Gesicht des Bräutigams, wenn er die Lippen der Braut küsst. Aber der Dorn hatte noch nicht ihr Herz erreicht, darum blieb das Herz der Rose weiß, denn nur das Herzblut einer Nachtigall kann das Herz einer Rose rot färben. Und der Strauch rief der Nachtigall zu, sich fester gegen den Dorn zu pressen. „Presse dich fester an, kleine Nachtigall," rief der Strauch, „sonst kommt der Tag, bevor die Rose vollendet ist." Da presste sich die Nachtigall fester gegen den Dorn an, und der Dorn berührte ihr Herz, und ein scharfes Wehgefühl durchfuhr sie. Bitter, bitter war das Weh, und wilder und wilder wurde ihr Singen, denn sie sang von der Liebe, die durch den Tod geheiligt wird, von der Liebe, die im Grab nicht stirbt. Und die wunderbare Rose wurde tiefrot wie die Rose des östlichen Himmels. Tiefrot war der Kranz der Blumenblätter, und tiefrot wie ein Rubin war das Herz. Aber der Nachtigall Stimme wurde schwächer, und ihre kleinen Flügel begannen zu zittern, und ein Nebel legte sich über ihre Augen. Schwächer und schwächer wurde ihr Singen, und sie fühlte, wie etwas in ihrer Kehle ihr den Atem benahm. Da gab sie einen letzten Ausbruch von Musik. Der bleiche Mond hörte ihn, er vergaß den Tagesanbruch und verharrte am Himmel. Die rote Rose hörte ihn und zitterte ganz und gar vor Entzücken und öffnete ihre Blumenblätter der kalten Morgenluft. Das Echo trug ihn zu seiner purpurnen Höhle in den Bergen und erweckte die schlafenden Schäfer aus ihren Träumen. Er flutete durch das Schilfrohr am Flusse, und dieses trug die Botschaft nach dem Meere.

„Sieh an!" rief der Strauch, „die Rose ist jetzt vollendet," aber die Nachtigall gab keine Antwort, denn sie lag tot in dem hohen Gras mit dem Dorn in ihrer Brust. Und gegen Mittag öffnete der Student sein Fenster und blickte hinaus. „Was für ein wunderbarer Glücksfall!" rief er; „hier ist eine rote Rose! In meinem ganzen Leben habe ich keine solche Rose gesehen. Sie ist so schön, dass sie sicherlich einen langen lateinischen Namen haben muss," und er neigte sich hinaus und pflückte sie. Dann setzte er seinen Hut auf und lief mit der Rose in der Hand nach des Professors Haus. Die Tochter des Professors saß im Türeingang und wickelte blaue Seide auf eine Rolle, und ihr kleiner Hund lag zu ihren Füßen. „Sie sagten, Sie würden mit mir tanzen, wenn ich Ihnen eine rote Rose brächte," rief der Student. „Hier ist die roteste Rose der Welt. Sie werden sie heute abend an Ihrem Herzen tragen, und wenn wir zusammen tanzen, dann will ich Ihnen sagen, wie ich Sie liebe." Aber das Mädchen runzelte die Stirn. „Ich fürchte, sie wird zu meinem Kleid nicht passen," antwortete sie; „und übrigens hat mir des Kammerherrn Neffe einige echte Juwelen geschickt, und jeder weiß, dass Juwelen mehr kosten als Blumen." „Auf mein Wort, Sie sind wirklich sehr undankbar," sagte der Student ärgerlich; und er warf die Rose auf die Straße, wo sie in den Rinnstein fiel, und ein Karrenrad ging darüber weg. „Undankbar!" sagte das Mädchen. „Ich will Ihnen etwas anderes sagen, Sie benehmen sich sehr ungeschliffen; und übrigens, was sind Sie? Nur ein Student. Ich glaube, Sie haben ja nicht einmal silberne Schnallen an Ihren Schuhen, wie sie des Kammerherrn Neffe hat," und sie erhob sich von ihrem Stuhl und trat in das Haus. „Was für eine verrückte Sache die Liebe ist," sagte der Student, als er wegging. „Sie ist nicht halb so nützlich wie die Logik, denn sie beweist nichts, und sie erzählt einem immer von Dingen, die sich nicht ereignen, und macht einen an Dinge glauben, die nicht wahr sind. Wahrhaftig, sie ist ganz unpraktisch, und in unserer heutigen Zeit muss man vor allem praktisch sein. Ich werde zur Philosophie zurückkehren und Metaphysik studieren." Damit ging er wieder in sein Zimmer, zog ein dickes, staubiges Buch hervor und begann zu lesen.

Der Wolf und die sieben Geisslein

s war einmal eine alte Geiß, die hatte sieben junge Geißlein, und hatte sie lieb, wie eine Mutter ihre Kinder lieb hat. Eines Tages wollte sie in den Wald und Futter holen, da rief sie alle sieben herbei und sprach „liebe Kinder, ich will hinaus in den Wald, seid auf eurer Hut vor dem Wolf, wenn er herein kommt, so frisst er Euch alle mit Haut und Haar. Er verstellt sich oft, aber an seiner rauhen Stimme und an seinen schwarzen Füßen werdet ihr ihn erkennen." Die Geißlein sagten, „liebe Mutter, wir wollen uns schon in Acht nehmen, Ihr könnt ohne Sorge fortgehen." Da meckerte die Alte und machte sich getrost auf den Weg. Es dauerte nicht lange, so klopfte jemand an die Haustür und rief „macht auf, ihr lieben Kinder, eure Mutter ist da und hat jedem von Euch etwas mitgebracht." Aber die Geißerchen hörten an der rauhen Stimme dass es der Wolf war, „wir machen nicht auf," riefen sie, „du bist unsere Mutter nicht, die hat eine feine und liebliche Stimme, aber deine Stimme ist rauh; du bist der Wolf." Da ging der Wolf fort zu einem Krämer, und kaufte sich ein großes Stück Kreide: die aß er und machte damit seine Stimme fein. Dann kam er zurück, klopfte an die Haustür und rief „macht auf, ihr lieben Kinder, eure Mutter ist da und hat jedem von Euch etwas mitgebracht." Aber der Wolf hatte seine schwarze Pfote in das Fenster gelegt, das sahen die Kinder und riefen „wir machen nicht auf, unsere Mutter hat keinen schwarzen Fuß, wie du: du bist der Wolf." Da lief der Wolf zu einem Bäcker und sprach „ich habe mich an den Fuß gestoßen, streich mir Teig darüber." Und als ihm der Bäcker die Pfote bestrichen hatte, so lief er zum Müller und sprach ‚streu mir weißes Mehl auf meine Pfote." Der Müller dachte „der Wolf will einen betrügen" und weigerte sich, aber der Wolf sprach „wenn du es nicht tust, so fresse ich dich." Da fürchtete sich der Müller und machte ihm die Pfote weiß. Ja, so sind die Menschen. Nun ging der Bösewicht zum drittenmal zu der Haustüre, klopfte an und sprach „macht mir auf, Kinder, euer liebes Mütterchen ist heim gekommen und hat jedem von Euch etwas aus dem Walde mitgebracht." Die Geißerchen riefen „zeig uns erst deine Pfote, damit wir wissen, dass du unser liebes Mütterchen bist." Da legte er die Pfote ins Fenster, und als sie sahen, dass sie weiß war, so glaubten sie, es wäre alles wahr, was er sagte, und machten die Türe auf. Wer aber hereinkam, das war der Wolf. Sie erschraken und wollten sich verstecken. Das eine sprang unter den Tisch, das zweite ins Bett, das dritte in den Ofen, das vierte in die Küche, das fünfte in den Schrank, das sechste unter die Waschschüssel, das siebente in den Kasten der Wanduhr. Aber der Wolf fand sie alle und machte nicht langes Federlesen: eins nach dem andern schluckte er in seinen Rachen; nur das jüngste in dem Uhrkasten das fand er nicht. Als der Wolf seine Lust gebüßt hatte, trollte er sich fort, legte sich draußen auf der grünen Wiese unter einen Baum und fing an einzuschlafen. Nicht lange danach kam die alte Geiß aus dem Walde wieder heim. Ach, was musste sie da erblicken! Die Haustüre stand sperrweit auf: Tisch, Stühle und Bänke waren umgeworfen, die Waschschüssel lag in Scherben, Decke und Kissen waren aus dem Bett gezogen. Sie suchte ihre Kinder, aber nirgend waren sie zu finden. Sie rief sie nacheinander bei Namen, aber niemand antwortete. Endlich als sie an das jüngste kam, da rief eine feine Stimme „liebe Mutter, ich stecke im Uhrkasten." Sie holte es heraus, und es erzählte ihr, dass der Wolf gekommen wäre und die andern alle gefressen hätte. Da könnt ihr denken wie sie über ihre armen Kinder geweint hat. Endlich ging sie in ihrem Jammer hinaus, und das jüngste Geißlein lief mit. Und als sie auf die Wiese kam, so lag da der Wolf an dem Baum und schnarchte, dass die Äste zitterten. Sie betrachtete ihn von allen Seiten, und sah, dass in seinem angefüllten Bauch sich etwas regte und zappelte. „Ach Gott,' dachte sie, sollten meine armen Kinder, die er zum Abendbrot hinunter gewürgt hat, noch am Leben sein?" Da musste das Geißlein nach Haus laufen und Schere, Nadel und Zwirn holen. Dann schnitt sie dem Ungetüm den Wanst auf, und, kaum hatte sie einen Schnitt getan, so streckte schon ein Geißlein den Kopf heraus, und als sie weiter schnitt, so sprangen nacheinander alle sechse heraus, und waren noch alle am Leben, und hatten nicht einmal Schaden gelitten, denn das Ungetüm hatte sie in der Gier ganz hinunter geschluckt. Das war eine Freude! Da herzten sie ihre liebe Mutter, und hüpften wie ein Schneider, der Hochzeit hält. Die Alte aber sagte „jetzt geht und sucht Wackersteine, damit wollen wir dem gottlosen Tier den Bauch füllen, so lange es noch im Schlafe liegt." Da schleppten die sieben Geißerchen in aller Eile die Steine herbei und steckten sie ihm in den Bauch, so viel sie hinein bringen konnten. Dann nähte ihn die Alte in aller Geschwindigkeit wieder zu, dass er nichts merkte und sich nicht einmal regte. Als der Wolf endlich ausgeschlafen hatte, machte er sich auf die Beine, und weil ihm die Steine im Magen so großen Durst erregten, so wollte er zu einem Brunnen gehen und trinken. Als er aber anfing zu gehen und sich hin und her zu bewegen, so stießen die Steine in seinem Bauch aneinander und rappelten. Da rief er „was rumpelt und pumpelt in meinem Bauch herum? Ich meinte es wären sechs Geißlein, so sind's lauter Wackerstein." Und als er an den Brunnen kam und sich über das Wasser bückte und trinken wollte, da zogen ihn die schweren Steine hinein, und er musste jämmerlich ersaufen. Als die sieben Geißlein das sahen, da kamen sie herbei gelaufen, riefen laut „der Wolf ist tot! der Wolf ist tot!" und tanzten mit ihrer Mutter vor Freude um den Brunnen herum.

Gebrüder Grimm

Der Flachs

er Flachs blühte. Er hat schöne, blaue Blumen, die so zart wie die Flügel einer Motte, und noch viel feiner sind! – Die Sonne beschien den Flachs, und die Regenwolken begossen ihn und das tut ihm ebenso wohl, wie es kleinen Kindern tut, wenn sie gewaschen werden, und dann einen Kuss von der Mutter bekommen, sie werden ja viel schöner davon und das wurde der Flachs auch. „Die Leute sagen, dass ich ausgezeichnet gut stehe", sagte der Flachs, „und dass ich schön lang werde, es wird ein prächtiges Stück Leinwand aus mir werden! Wie glücklich bin ich doch! Ich bin gewiss der Glücklichste von allen! Ich habe es gut, und es wird etwas aus mir werden! Wie der Sonnenschein belebt und wie der Regen schmeckt und erfrischt! Ich bin ganz überglücklich, ich bin der Allerglücklichste!" „Ja, ja, ja!" sagten die Zaunpfähle, „Ihr kennt die Welt nicht, aber wir, wir haben Knorren in uns"; und dann knarrten sie ganz jämmerlich: „Schnipp-Schnapp-Schnurre, Baselurre, aus ist das Lied!" „Nein, das ist es nicht!" sagte der Flachs. „Die Sonne scheint am Morgen, der Regen tut wohl, ich kann hören, wie ich wachse, ich kann fühlen, dass ich blühe! Ich bin der Allerglücklichste." Aber eines Tages kamen Leute, die den Flachs beim Schöpfe fassten und mit der Wurzel herausrissen, das tat weh; er wurde in Wasser gelegt, als ob er ersäuft werden sollte, und dann kam er über Feuer, als ob er gebraten werden sollte, das war gräulich! „Es kann Einem nicht immer gut ergehen!" sagte der Flachs. „Man muss etwas durchmachen, dann weiß man etwas!" Aber es wurde allerdings sehr schlimm. Der Flachs wurde gerissen und gebrochen, gedörrt und gehechelt, ja, das wusste er, wie das alles hieß; er kam auf den Rocken: schnurre rur! Da war es nicht möglich, die Gedanken beisammen zu behalten. „Ich bin außerordentlich glücklich gewesen!" dachte er bei aller seiner Pein. „Man muss froh sein über das Gute, was man genossen hat. Froh, froh, oh!" – und das sagte er noch, als er auf den Webstuhl kam, und so wurde er zu einem herrlichen, großen Stück Leinwand. Aller Flachs, jeder einzelne Stengel kam in das eine Stück. „Aber das ist ja ganz außerordentlich! Das hätte ich nie geglaubt! Nein, wie das Glück mir doch Wohl will! Ja, die Zaunpfahle wussten wahrlich gut Bescheid mit ihrem: „Schnipp-Schnapp-Schnurre, Basselurre!" Das Lied ist keineswegs aus! Nun fängt es erst recht an! Es ist herrlich! Ja, ich habe gelitten, aber jetzt ist dafür auch etwas aus mir geworden; ich bin der Glücklichste von Allen! – Ich bin so stark und so weich, so weiß und so lang! Das ist ganz etwas anderes, als nur Pflanze zu sein, selbst wenn man Blumen trägt! Man wird nicht gepflegt, und bekommt nur Wasser, wenn es regnet! Jetzt habe ich Aufwartung! Das Mädchen wendet mich jeden Morgen und mit der Gießkanne erhalte ich jeden Abend ein Regenbad. Ja, die Frau Pastorin hat selbst eine Rede über mich gehalten und gesagt, dass ich das beste Stück im ganzen Kirchspiel sei. Glücklicher kann ich gar nicht werden!" Nun kam die Leinwand ins Haus, dann kam sie unter die Scheere. Wie man schnitt, wie man mit der Nähnadel hineinstach! Das war wahrlich kein Vergnügen. Aber aus der Leinwand wurden zwölf Stück Wäsche von der Art, die man nicht gern nennt, die aber alle Menschen haben müssen; es waren zwölf Stücke davon. „Ei sieh, jetzt ist erst etwas aus mir geworden! Das war also meine Bestimmung! Das ist ja herrlich; nun schaffe ich Nutzen in der Welt, und das ist es, was man soll, das ist das wahre Vergnügen. Wir sind zwölfe geworden, aber wir sind doch alle eins und dasselbe, wir sind ein Dutzend! Was ist das für ein erstaunliches Glück!" Jahre verstrichen, – dann konnten sie nicht länger halten. „Einmal muss es ja doch vorbei sein!" sagte jedes Stück. „Ich hätte gern noch länger halten mögen, aber man darf nichts Unmögliches verlangen!" Dann wurden sie in Stücke und Fetzen zerrissen, so dass sie glaubten, nun sei es ganz vorbei, denn sie wurden zerhackt und zerquetscht und zerkocht, ja

sie wussten selbst nicht, wie ihnen geschah – und dann wurden sie schönes, seines, weißes Papier! „Nein, das ist eine Überraschung! Und eine herrliche Überraschung!" sagte das Papier. „Nun bin ich seiner als zuvor, und nun werde ich beschrieben werden! Was kann nicht alles geschrieben werden! Das ist doch ein außerordentliches Glück!" Es wurden die allerschönsten Geschichten darauf geschrieben, und die Leute hörten, was darauf stand, und es war richtig und gut, es machte die Menschen weit klüger und besser, als sie bisher waren, es war ein wahrer Segen, der dem Papier in den Worten gegeben war. „Das ist mehr als ich mir träumen ließ, als ich noch eine kleine, blaue Blume auf dem Felde war! Wie konnte es mir einfallen, dass ich dazu gelangen werde, Freude und Kenntnisse unter die Menschen zu bringen! Ich kann es selbst noch nicht begreifen! Aber es ist nun einmal wirklich so! Der liebe Gott weiß, dass ich selbst durchaus nichts dazu getan habe, als ich nach schwachem Vermögen für mein Dasein tun musste! Und doch gewährt er mir eine Freude nach der andern; jedesmal wenn ich denke: ‚Aus ist das Lied!' dann geht es gerade zu etwas Höherem und Besserem über. Nun werde ich gewiss auf Reisen in der ganzen Welt herum gesandt werden, damit alle Menschen mich lesen können! Das ist das Wahrscheinlichste! Früher trug ich blaue Blumen, jetzt habe ich für jede Blume die schönsten Gedanken! Ich bin der Allerglücklichste!" Aber das Papier kam nicht auf Reisen, es kam zum Buchdrucker und da wurde alles, was darauf geschrieben stand, zum Druck zu einem Buche gesetzt, ja zu vielen hundert Büchern, denn so konnten unendlich viel Leute mehr Nutzen und Freude davon haben, als wenn das einzige Papier, auf dem das Geschriebene stand, die ganze Welt durchlaufen hätte und auf dem halben Wege schon abgenutzt worden wäre. „Ja, das ist freilich das Allervernünftigste!" dachte das beschriebene Papier. „Das fiel mir gar nicht ein! Ich bleibe zu Hause und werde in Ehren gehalten, wie ein alter Großvater! Ich bin es, der beschrieben worden ist, die Worte flossen aus der Feder gerade in mich hinein. Ich bleibe, und die Bücher laufen herum! Nun kann ordentlich was ausgerichtet werden! Nein, wie bin ich froh, wie bin ich glücklich!" Dann wurde das Papier in ein Päckchen gesammelt und in ein Fach gelegt. „Nach vollbrachter Tat ist gut ruhen!" sagte das Papier. „Es ist ganz in Ordnung, dass man sich sammelt und über das nachdenkt, was in einem wohnt. Jetzt weiß ich erst recht, was in mir enthalten ist! Und sich selbst kennen, das ist erst der wahre Fortschritt. Was nun wohl kommen wird? Irgend ein Fortschritt geschieht, es geht immer vorwärts!" – Eines Tages wurde alles Papier auf den Feuerherd gelegt, denn es sollte verbrannt und nicht an Höker verkauft werden, die Butter und Zucker darin einwickeln. Alle Kinder im Hause standen rings herum, sie wollten es auflodern sehen, sie wollten die vielen roten Feuerfunken in der Asche sehen, die gleichsam davon laufen und erlöschen, einer immer nach dem andern, ganz geschwind – das sind die Kinder, die aus der Schule kommen, und der allerletzte Funke ist der Schulmeister; oft glaubt man, dass er schon fort ist, aber dann kommt er auf einmal noch hinterher. Und alles Papier lag in einem Bündel auf dem Feuer. Uh, wie flammte es empor! „Uh!" sagte es, und gleichzeitig war da alles eine Flamme; die ging höher empor, als der Flachs je seine kleine, blaue Blume hatte erheben können, und glänzte, wie die weiße Leinwand nie hatte glänzen können. Alle die geschriebenen Buchstaben wurden augenblicklich ganz rot und alle Worte und Gedanken gingen in Flammen auf. „Nun gehe ich gerade zur Sonne hinauf!" sprach es in der Flamme, und es war, als ob tausend Stimmen das mit Einem Munde sagten, und die Flamme schlug durch den Schornstein oben hinaus. – Feiner als die Flammen, dem menschlichen Auge ganz unsichtbar, schwebten ganz kleine Wesen, an Zahl den Blumen, die der Flachs getragen hatte, gleich. Sie waren noch leichter, als die Flamme, welche sie führte, und als diese erlosch und von dem Papier nur noch die schwarze Asche übrig war, tanzten sie

noch einmal darüber hin, und wo sie dieselbe berührten, erblickte man ihre Fußstapfen, das waren die roten Funken. „Die Kinder kamen aus der Schule und der Schulmeister war der Allerletzte." Das war eine Freude mit anzusehen, die Kinder des Hauses standen und sangen bei der toten Asche: „Schnipp-Schnapp-Schnurre, Basselurre, aus ist das Lied!" Aber die kleinen, unsichtbaren Wesen sagten alle: „Das Lied ist nie aus, das ist das Schönste von allem! Ich weiß es, und deswegen bin ich der Allerglücklichste!" Aber das konnten die Kinder weder hören, noch verstehen und das sollten sie auch nicht, denn Kinder brauchen nicht alles zu wissen.

Hans-Christian Andersen

Streit unter Liebenden

er Frieder und die Lise liebten einander so über alle Maßen, dass sie sich am Ende heiraten mussten, obgleich sie eigentlich nicht wollten, weil sie beide arm waren wie die Kirchenmäuse. Aber die große Liebe hätte sie gewiss von innen her aufgefressen; da heirateten sie doch lieber. Als sie nun Mann und Frau waren, liebten sie einander fast noch ein bisschen mehr, aber vertragen konnten sie sich gar nicht. Sie waren immer verschiedener Meinung und begnügten sich durchaus nicht so mit dem Meinen, sondern zankten sich um jede Kleinigkeit, dass es ein Schrecken zu hören war, alle Tage vierundzwanzig und ein halbes Mal, und manchmal noch öfter; und nachher versöhnten sie sich wieder mit unzähligen Küssen. Und nach jeder Versöhnung hatten sie einander noch um vieles lieber, solange der Friede dauerte; das war aber selten länger als eine halbe Stunde. Immer wenn Frieder ja sagte, sagte Lise nein, und wenn sie etwas hübsch fand, fand er es hässlich, und wenn er gehen wollte, wollte sie fahren, und was sie blau nannte, nannte er grün, und was ihm schmeckte, war ihr ganz eklich. Am heftigsten stritten sie darüber, wenn sie ein Kind kriegten, ob das ein Junge sein sollte oder ein Mädchen, und jedes von beiden wünschte es alle Tage wieder anders. Und sie tadelten jeder alles und jedes an dem andern und bespähten einander unausgesetzt um irgend einen neuen Fehler und warfen sich im Zorne die schrecklichsten Dinge an den Kopf, wie sie sich sonst die grimmigsten Todfeinde kaum sagen. Und manchmal hätten sie sich wirklich fast umbringen mögen vor Grimm und Groll und nachher am liebsten einander fressen vor lauter Liebe. So schienen sie beide in beständiger Lebensgefahr zu schweben; doch hielten sie sich zum Glück nur an Gedanken und Worte und taten sich handgreifliches Unheil nicht an. Anfangs hofften sie bei jeder Versöhnung, es werde nun das letzte Mal sein, dass sie sich gezankt hätten; ja, sie begriffen gar nicht, wie jemand so streitsüchtig sein könne und gar vernünftige Menschen, die sich so schrecklich lieb hatten. Allein es blieb beim alten, ob auch viele Wochen und Monate vergingen. Als solches verworrene Zanken nun in der Tat immer ins Unendliche so weiterging und alles heiße Lieben und Küssen dawider nichts half, da wurden sie beide von Herzen betrübt und schämten sich entsetzlich vor Gott und den Menschen. „Mein Gott, was müssen wir für schlechtes und abscheuliches Volk sein!“ sprachen sie zu sich selber. „Es steht geschrieben: Selig sind die Friedfertigen! Selig sind die Sanftmütigen! Da werden wir ja wohl ganz und gar unselig sein, dass wir miteinander so anders sind.“ Und sie weinten in Frieden zusammen über ihre Schlechtigkeit, bis die Zeit gekommen war, wo sie sich wieder zanken mussten: oder sie wären erstickt an ihrer Verträglichkeit. So ging das alle Zeit weiter. Es war ganz schrecklich. Eines Tages sprach Lise: „Das kann nicht so weitergehen, oder es wird unser Verderben; wir reiben uns auf dabei; ich bin jetzt schon ganz elend, und du siehst auch aus wie die teure Zeit. Entweder man liebt sich oder man zankt sich; eines von beiden ist auszuhalten, beides zusammen aber nicht. Was bleibt uns da übrig? Scheiden lassen können wir uns nicht, weil wir uns zu sehr lieben, aber beisammen bleiben können wir auch nicht, weil wir uns viel zu viel zanken. Also bleibt nichts übrig, als einen Mittelweg zu nehmen: wir trennen uns auf eine Weile, vielleicht, dass wir uns die schlimmste Zanksucht in der Zeit abgewöhnen. Denn das muss ich sagen: mit meinen Geschwistern und Freundinnen habe ich mich jederzeit aufs schönste vertragen, und von dir weiß ich dasselbe. Es kann also wohl nur eine böse Angewöhnung sein, dass es uns zweien mitsammen nicht ebenso gelingt. Versuchen wir es also auf diese Art. Schlägt es gut aus, so sind wir die glücklichsten Leutchen unter Gottes Sonne.“ Der Frieder musste ihr Recht geben und war zu dem Versuche bereit. Da aber merkten sie plötzlich, dass sie einmal ganz einig waren in ihrer Meinung, und sie fielen glückselig einander um den Hals und hofften, es werde nun wohl von selbst besser werden, und sie beschlossen, doch lieber zusammenzubleiben. Und hierin

waren sie zum anderenmale einig. Allein dabei blieb es; in allen übrigen Dingen waren sie uneins und zänkisch wie je zuvor. Da erkannten sie doch, es ginge nicht anders, als dass sie sich trennten. Und Frieder schlug vor, sie wollten auf ein Jahr in die Welt gehen, jedes in eines anderen Herren Dienst, und sich niemals sehen in der ganzen Zeit. „Und damit wir von vornherein recht weit auseinander kommen,“ fügte er hinzu, „will ich zur Vordertür hinausgehen und du zur Hintertür und dann jedes seiner Nase nach; da können wir uns nicht mehr treffen, bis das Jahr herum ist.“ „Oho!“ rief Lise, „das wäre mir schön! Du willst immer das Beste für dich haben, das kenn‘ ich schon. Aber diesmal wird nichts daraus: ich gehe durch die Vordertür, und du magst hinten deinen Weg suchen.“ Das konnte sich der Frieder denn doch nicht gefallen lassen, und sie huben ein Gezänk an, dass die Wände erzitterten. Als sie endlich matt wurden und mit tausend Küssen sich wieder versöhnten, wollte jedes mit aller Gewalt zur Hintertür hinaus, und darüber zankten sie sich abermals so laut, als ob sie einander ans Leben wollten. Und als sie sich dann wieder versöhnten, sahen sie erst recht ein, es ginge nicht anders, als sie müssten sich trennen. Und sie beschlossen zu losen, aus welcher Türe jeder gehen sollte. So kam diese Sache in Ordnung, und sie trennten sich wirklich mit unzähligen Küssen und bitterlichen Tränen. Als sie nun jedes zu seiner Tür hinaus waren, meinte Lise, ihre Nase zeige nach links um die Ecke, sie sei immer ein bisschen schief gewesen, und der Frieder fühlte sich ebenso nach rechts hingewiesen; und ehe sie sich's versahen, sprangen sie einander entgegen und fielen sich um den Hals. „Herr Gott, was ist solche Trennung für ein unsagbares Elend!“ rief Lise weinend, „das ist gar nicht zum Aushalten. Ich würde in drei Tagen an der Trübsal zu Grunde gehen.“ „Ich noch viel eher,“ versicherte Frieder und eröffnete damit den Streit, wer zuerst an der Trennung dahinsterben müsse. Und als sie sich versöhnt hatten, erkannten sie beide, dass es auch so wieder nicht ginge. Und sie wussten vor Herzeleid schon gar nicht mehr, was beginnen. Endlich sagte die Lise: „Ich sehe wohl, uns beiden ist auf keine Weise zu helfen; es ist unser Verhängnis, dem müssen wir uns beugen. Bleiben wir beisammen, so reiben wir uns auf in ewigem Zanken, und trennen wir uns, so siechen wir dahin in ewiger Sehnsucht. Zu Grunde gehen wir immer, so oder so. Darum ist es am besten, wir gehen lieber freiwillig aus diesem jämmerlichen Leben: da sterben wir doch zur gleichen Stunde, und das ist immer noch als ein rechtes Glück zu betrachten. Und ich glaube gewiss, in dieser letzten, schweren Stunde werden wir uns vertragen.“ „Da hast du ganz recht,“ sprach Frieder zerknirscht, „das ist das Allerbeste und offenbar das Einzige, was uns noch übrigbleibt. Und wie fürchterlich wäre es, wenn du vor mir stürbest, und ich müsste zurückbleiben.“ „Oho!“ sagte Lise, „du stirbst gewiss eher, und das ist eben das Schreckliche. O Gott, mein Gott, Frieder, wenn ich dich nicht mehr hätte!“ „Du stirbst doch eher,“ versicherte dieser, und sie zankten sich darüber bis zur Erschöpfung. Darauf wurden sie dann einig, dass sie zusammen ins Wasser gehen wollten. Ob ins Haff oder in die Ostsee, darüber stritten sie freilich lange, denn die beiden Gewässer waren gleich nahe, aber schließlich entschieden sie sich doch für die See, weil man mehr Platz darin hat und auch das Salzwasser besonders gut ist für die Gesundheit. Also kamen sie in großer Eintracht hinab an den Strand und suchten nach einer Stelle, die passend wäre für ihr trauriges Vorhaben. Indem sie so hinspähten, erblickten sie zwei Seehunde, die nebeneinander mit großem Behagen am Strande lagen und sich friedlich sonnten. Sie sahen den Tieren sehr lange zu, und endlich sprach Lise verwundert: „Sieh nur, wie lange die beiden schon bei einander lagern, und sie vertragen sich noch immer. Das ist doch sehr merkwürdig, und man könnte da etwas lernen.“ Dem pflichtete Frieder vollkommen bei. Dagegen konnten sie sich über die Frage durchaus nicht einigen, welches von den Tieren der Hund sei und welches die Hündin, und zankten sich heftig. Endlich machten sie doch Frieden, weil der Mund ihnen weh tat, gingen langsam darauf zu und fragten die Seehundchen: „Tut uns den Gefallen, sagt uns, ob ihr

euch lieb habt." „Warum sollten wir uns nicht lieb haben?" antworteten die Tiere nach einigem Nachdenken, „sind wir doch Mann und Frau und leben zusammen." „Aber zankt ihr euch niemals?" fragte Lise weiter. „Warum sollten wir uns zanken?" versetzten die Seehunde, „es ist ja viel bequemer, sich zu vertragen." „Aber wie fangt ihr das nur an?" fragte nickend der Frieder, „das muss doch furchtbar schwer sein, wir bringen es nicht fertig." „Wie wir das anfangen?" entgegneten die Seetierchen, „das ist doch ganz einfach: man glotzt so vor sich hin und kümmert sich keiner um die Sachen des anderen." Da fiel es den beiden Menschenkindern wie Schuppen von den Augen. Richtig, das sahen sie ja, so machten es die Seehunde, sie glotzten gelassen vor sich hin. Und Frieder und Lise beschlossen, das auch einmal zu versuchen, und gewannen so einige Hoffnung, noch weiterleben zu können. Denn das wollten sie doch gerne, sie fanden das Leben noch gar zu schön. Also setzten sie sich vor ihrem Häuschen auf der Bank in die Sonne und glotzten schweigend so vor sich hin. „Das ist doch merkwürdig, wie dies Mittel hilft," sagte Frieder nach einigen Minuten, „wir vertragen uns herrlich." „Ist nur die Frage, wie lange es dauert," bemerkte Lise, denn sie war meistens die Klügere. „O, es wird schon dauern," meinte Frieder vergnügt, „wenn wir nur fleissig glotzen." „Nein, es wird nicht dauern!" rief Lise heftig, denn sie wusste es wirklich besser. „Überhaupt, wenn du so glotzest, siehst du so dumm aus, dass ich's nicht aushalten kann." Frieder behauptete, er sähe ziemlich klug aus, und es werde doch dauern; und so kamen sie ins Zanken. Als sie sich endlich an die Versöhnung herangestritten hatten, mussten sie doch einsehen, dass es so auch nicht ginge, und begaben sich wieder ans Wasser. Da fanden sie die Seehunde noch immer in Frieden bei einander. Und sie schalten sie und sprachen: „Ihr habt uns betrogen, bei dem Glotzen kommt auch nichts Gedeihliches heraus," „Das macht bloß, weil ihr zu hitziges Blut habt," antworteten die Tiere, „hättet ihr kühles Seeblut wie wir, so würde euch geholfen sein, ihr würdet das läppische Küssen unterlassen und ebenso das Zanken." „Da mögt ihr schon recht haben," bemerkte Frieder, „aber wir sind nun doch einmal auf dem Lande geboren, wo sollen wir da solches Blut herkriegen?" „Das könntet ihr schon bekommen," beschied ihn der Seehund, „wenn ihr euch an die rechte Quelle wendet." „Und wo fließt diese Quelle?" fragte Lise aufhorchend. „Fließen tut sie eigentlich nicht," verbesserte die Seehündin, „sondern in einer Höhle am Meeresgrunde sitzt die graue Muhme und kocht in der Küche emsig ihre Suppe: zu der müsst ihr hinabsteigen." „Ja, wie sollen wir das machen?" fragten die beiden betrübt, „wir würden unten tot ankommen, und da hilft uns keine Hilfe mehr." „Das wollen wir schon einrichten," erklärten die Seehunde, „die Stelle wollen wir euch gern zeigen, wo ihr hinabtauchen könnt bis in die letzte Tiefe, ohne dass euch die Luft ausgeht. Es geht da nämlich ein unsichtbarer Luftschacht durchs Wasser, durch den die graue Muhme ihren Bedarf an Luft bezieht, denn sie ist keineswegs ein Fischgeschöpf und atmet nicht durch Kiemen; sie hat sich nur deshalb in die Tiefe zurückgezogen, weil sie hier oben durch den warmen Sonnenschein und das Grün des Laubes und die bunten Blumen und sonst allerlei lustige Dinge in ihren Betrachtungen gestört wird. Wenn es euch recht ist, wollen wir euch gern hinbringen, auf unserem Rücken reist ihr ganz sicher. Wir haben Mitleid mit eurem Schicksal, weil wir's gar nicht begreifen, wie man so sein kann." „Versuchen können wir's ja, wenn ihr so gut sein wollt," meinte der Frieder, „mehr als ertrinken können wir auf keinen Fall dabei, und zu eben dem Zwecke sind wir überhaupt nur hierher gekommen. Rechtes Vertrauen habe ich zwar eigentlich nicht zu dieser grauen Muhme, der Name klingt so ungemütlich, aber man tut, was man kann. Leben mag man doch gern, wenn es irgendwie auszuhalten ist." Die Lise war nach etlichem Widerspruch doch derselben Meinung, und so bestiegen sie beide den Rücken der Tiere. Der Frieder sass rittlings und die Lise seitlich wie auf einem Damensattel. Und so trugen die guten Geschöpfe sie mit großer Geschwindigkeit in die Ostsee hinaus. Nach vielen Stunden, als sie längst nur noch

Himmel und Meer um sich sahen, machten die Seehunde Halt und empfahlen ihren Reitern, hier in die Tiefe zu tauchen, denn der Luftschacht sei erreicht. Man sah hier einen starken Strudel, der von oben aussah wie ein wirbelnder Trichter. Anfangs zauderte das Pärchen und traute sich nicht recht. Jedoch Frieder fasste bald Mut. „Wenn es schon sein soll, dann aber auch gleich mit einem Hechtsprung", sagte er tapfer, fasste die Lise um den Leib und warf sich mit ihr kopfüber in den Strudel. Die Fahrt war schrecklich; es wehte sie an mit allen Schauern der Tiefe, und sie meinten bebend nicht anders, als sie flögen hinaus in eine ewige Leere. Sie verloren vor Angst und Grauen beinahe die Besinnung. Doch eben zur rechten Zeit noch fühlten sie Grund unter den Füßen und kamen zu sich selber. Da standen sie nun in einer weiten Höhle, die von grellem Licht gleichmäßig durchleuchtet war; aber dies Licht war nicht freundlich und golden wie der Glanz der Sonne, sondern fahl und hart und unerquicklich. Als sie sich umschauten, sahen sie im Hintergrunde eine große Frau auf einem Throne sitzen, die hatte einen Kessel gerade vor sich stehen und rührte mit einer mächtigen Kelle unermüdlich darin herum. Es brodelte eine Suppe darin, recht dick und zäh wie ein schmieriger Brei und statt der Fettaugen mit grauen Schimmelflecken überdeckt. Die große Frau war alt und runzelig, aber ganz schön auf ihre Art an Antlitz und Gliedern, sehr ernst und würdevoll; sie blickte feierlich geradeaus und bewegte ihre Mienen nur wenig und sehr langsam. Gekleidet war sie vom Kopf bis zu den Füßen in ein trübes Grau; das weite Gewand sah aus, als wäre es zusammengesetzt aus Millionen staubiger Spinngewebe. Die Höhle über ihr war ganz rund gewölbt ohne irgend welche Gliederung oder Schnörkel und ebenfalls von schimmelig grauer Farbe. Die graue Muhme schien die Ankömmlinge schon erwartet zu haben, denn sie sprach ihnen mit einer bedeutenden Gebärde entgegen: „Habt ihr die Löffel denn mitgebracht?" „Welche Löffel?" fragten sie ängstlich. „Immer die gleiche törichte Frage, so viele euer auch kommen mögen!" versetzte mit ernster Missbilligung die Alte. „Hier frisst man die Weisheit nicht mit den Fingern wie Bauernpack, sondern mit Löffeln; das hättet ihr überlegen sollen. Nun habt ihr meine Suppe vor euch und könnt doch nicht hineinlangen. Also macht nur, dass ihr wieder nach oben kommt, und holt euch erst Löffel. Dann wollen wir weiter reden, und euch kann geholfen werden. Vorher aber reicht mir doch ein paar Händevoll von den Kräutern herauf, die da so herumwachsen, weil ihr gerade mal hier seid; die Suppe kann für so ausbündige Schlingel, wie ihr seid, immer noch etwas schärfer gewürzt werden. – So, hier rechts steht das Moralkraut, davon pflückt ein paar Büschel, weiter links Sänftigungskohl, bitte, auch davon zwei Köpfe; dann ein halb Dutzend von den Anstandsrüben dahinten, Enthaltsamkeitssellerie kann ich auch noch brauchen, ebenso Vernunftsspargel mit Ehrbarkeitsgrün – nein, das daneben mit den lederartigen Blättern! So, nun ist's genug. Wenn ihr wiederkommt, soll mein Weisheitsüppchen euch trefflich munden. Aber jetzt holt erst die Löffel!" „Was für Löffel dürfen es sein?" fragte Lise schüchtern. „Löffel vom Holze des Baumes der Erkenntniss," sprach die graue Muhme, „wo dieser wächst, müsst ihr ja noch von der Schule her wissen. Da könnt ihr nicht fehl gehen." Sie machten eine Verbeugung und zogen sich scheu zurück. Da fühlten sie sich von dem Strudel emporgezogen und gelangten nach etlichen Ängsten wieder an die Oberfläche des Meeres. Die Seehunde schwammen noch da in der Nähe herum, nahmen sie gern auf den Rücken und trugen sie ans Land. So strich nun das arme Ehepaar eifrig ins Land hinein, indem sie sich an jedem Kreuzwege aufs heftigste stritten, ob sie rechts oder links gehen müssten, und niemals einer Meinung waren. Doch feierten sie wie gewöhnlich dazwischen unzählige Versöhnungen mit unzähligen Küssen. Abends kamen sie müde an ein Häuschen im Walde, als die Glocken fern läuteten und alle Luft und Erde voll süßesten Friedens war. Auf der Bank vor dem Hause saß ein anderes Paar, auch jung, schön und kräftig; die hockten geruhsam bei einander und blickten vor sich hin, ohne sich anzusehen und ohne viel mit einander zu reden als hin und wieder so ein

verlorenes und gleichgültiges Wort. Jedes saß so seiner Wege, wenn man so sagen darf. „Herr Gott, sehen die dösig aus!" bemerkte Lise, und Frieder bestätigte das, nur fügte er hinzu: „Sie vertragen sich aber." „Ja, das ist ganz merkwürdig," antwortete Lise mit einem Seufzer. Sie traten hinzu und fragten bescheiden, ob sie für Geld und gute Worte ein Nachtlager haben könnten und ein Abendessen. Beides ward ihnen von dem eingesessenen Paare ohne Umschweif bewilligt. Als sie nun gespeist hatten und mit ihren Wirtsleuten in ein Gespräch kamen, fragten die bedächtig, wohin sie des Wegs zögen. „Wir suchen den Baum der Erkenntniss," beschied sie Frieder, „um aus seinem Holze uns Löffel zu schnitzen." „Oh, da wissen wir Bescheid und kennen wohl eure ganze Geschichte," versetzten die Leute, „da sind wir vor kurzem selber gewesen und haben dann bei der grauen Muhme die Weisheit mit Löffeln gefressen." „Ei der Tausend!" riefen Frieder und Lise wie aus einem Munde, „von der kommen wir auch gerade und wollen wieder zu ihr zu gleichem Zwecke. Wir zanken uns so viel, und von dem Übel sollen wir da kuriert werden." „Ganz unser Fall," sprach das fremde Paar, „wir zankten uns ehedem auch so, und da ward uns von einer weisen Frau als Mittel verordnet, wir müssten zur grauen Muhme oder aber warten, bis wir alt würden, dann besserte es sich von selber. Das dauerte uns aber zu lange, denn wir sind noch sehr jung, und gingen lieber zur Muhme." „Also hat die euch geholfen, und ihr zankt euch nicht mehr?" fragten

Frieder und Lise in großer Spannung. „Nein, wir zanken uns nie mehr," versicherten jene, „wie sollten wir auch? Wir wissen ja, dass es eben sowohl Torheit als Untugend ist, sich zu zanken, zumal wenn man verheiratet ist. Warum sollten wir es also tun? Jeder von uns lässt den andern tun und reden, was er will und mag, und kümmert sich nicht mehr drum, als um das Rauschen eines Bächleins. Es ist ja ganz gleichgültig." „Ach, meine Seele, was müsst ihr da glücklich sein!" rief Lise mit stillem Neid, „da küsst ihr euch sicherlich in einem fort." „Küssen? O nein!" antworteten die beiden mit einem seltsamen, wehmüthigen Lächeln, „wie sollten wir auch? Wir wissen ja genau, dass auch das eine Torheit und ein Unfug, weil vollkommen zwecklos ist: drum tun wir's wohl der Form wegen beim Gutentag und Lebewohl, aber nie so aus heiler Haut und aus Übermut, wie wir's früher getan haben, besonders bei einer Versöhnung, wenn wir uns gezankt hatten." „Also versöhnen tut ihr euch jetzt auch nicht mehr?" fragte Lise nachdenklich. „Ja, wie können wir denn?" erwiderten die andern, „man kann sich doch nur versöhnen, wenn man sich vorher gezankt hat." „Und fühlt ihr euch denn nun also ganz glücklich in diesem Zustande?" fragte Frieder noch nachdenklicher. „O – ja," versicherten die beiden, und jedes der zwei Wörtchen klang breit aus wie ein stilles Gähnen. – „Allerdings muss ich sagen," fügte die junge Frau ganz leise hinzu, „einen Wunsch hätte ich doch noch, um ganz vollkommen glücklich zu sein, aber nur einen ganz kleinen. Nämlich wenn ich mich noch einmal im Leben wieder so recht heftig und von Herzen versöhnen könnte, würde ich all die genossene Weisheit gern wieder von mir geben und all meine Lebtage so töricht bleiben, wie ich einst war; und auch das bisschen Zanken sollte mich nicht so sehr verdrießen: man weiß ja schließlich doch, man verträgt sich wieder und hat sich dann doppelt lieb. – Aber da ist nun nichts mehr zu machen; wer die Weisheit einmal im Leibe hat, wird sie nicht mehr los, dafür gibt es kein Brechmittel." Indem sie das sagte, warf sie ihrem Manne einen Blick zu voll müder Sehnsucht, und der gab ihn ebenso zurück. Und dann saßen sie beide wie im Anfang wieder still nebeneinander in gelassener Behäbigkeit. „Die kommen mir fast vor genau wie die zwei Seehunde," flüsterte die Lise, „und weißt du was, Frieder? Ich meine, wir versuchen es erst noch einmal ein Jahr lang so wie bisher; die graue Muhme läuft uns nicht weg, und wenn's gar nicht gehen will, können wir sie später ja immer noch brauchen. Auszuhalten ist es am Ende wohl auch mit dem bischen Zanken, wenn man sich nur weiter keine Gedanken drüber macht und sich nicht mit Tugendsprüchen quält. Denn wenn wir auch einmal noch so sehr aus dem Häuschen sind vor unsinnigem Groll, das eine wissen wir allmählich doch: ans Leben gehn wir einander wahrhaftig nicht, und voneinander lassen können wir auch nicht. Also komm, Alter, wir wollen gleich nach Hause laufen und fortan uns zufrieden geben. Ich glaube, vor Sonnenaufgang können wir da sein, wir haben ja Mondschein. Und im Notfall übernachtet man auch mal im Freien. Küssen kann man sich überall." Da war der Frieder einverstanden, und es war seit ihrer Hochzeit gewiss das erste Mal, dass sie länger als eine Stunde ganz ohne Widerspruch beide der nämlichen Meinung blieben und auch danach taten. Also lebten sie fortan wieder in ihrem Häuschen, zankten sich redlich durchs Leben und versöhnten sich wieder. Als sie aber sachte alt wurden, hörte das Zanken mehr und mehr auf und das Versöhnen desgleichen. Und sie sprachen nur manchmal wehmüthig zu einander: „Ja, ja, alt sein ist gerade so gut, wie die Weisheit mit Löffeln gefressen haben. Jetzt haben wir sie von selber im Leibe und bringen sie schwerlich je wieder heraus. Ach, wer doch jung wäre!" Und sie wackelten mit den Köpfen und saßen behäbig bei einander auf der Bank und sonnten sich in Frieden. Und wenn sie nicht gestorben sind, vertragen sie sich heute noch.

Hans Hoffmann

Die Katze und die Maus

s war einmal ein Mann, dem taten die Mäuse in seiner Speisekammer vielen Schaden, da nahm er eine Katze an, damit sie die Mäuse vertreibe und vertilge. Nun war unter den Mäusen eine recht große, die war auch stärker als die andern, und wie sie wahrnahm, was geschehen war, da suchte sie eine Gelegenheit, wo sie von einem sichern Ort aus mit der Katze sprechen konnte, und sagte zu dieser: „Ich weiß, dass dein Herr dich bestellt hat, mich und meine Freunde zu vertreiben und zu töten. Nun freut es mich, deine Bekanntschaft zu machen, und ich möchte mich deiner Gunst empfehlen und guten Frieden mit dir halten."

Sprach die Katze: „Es freut mich ausnehmend, dich kennenzulernen, und es wird mir äußerst schätzbar sein, wenn du mich mit deiner Freundschaft beehren willst. Auch wäre dein Umgang mir der erwünschteste, allein ich darf dir nichts versprechen, was ich dir nicht zu halten vermag. Siehe, verehrteste Maus, mein Herr hat mich zum Bewahrer seines Hauses gesetzt, dass du und deine Sippschaft ihm nicht länger Schaden zufügst, schonte ich nun deiner, so würde es heißen: Das ist eine schlechte Katze! Darum meide entweder, meinem Herrn zu schaden, oder meide das Haus und suche dir einen andern dir genehmen Aufenthalt."

Die Maus sprach: „Ich habe dich höflich gebeten, und so bitte ich nur noch, verzeihe mir meine Freiheit und schenke mir deine Freundschaft."

„Ja", sprach die Katze, „du bist mir lieb und wert, wie soll ich aber die Freundschaft zu dir vereinigen mit meiner Pflicht bei dem Schaden, den deine Gesellen meinem Herrn zufügen? Lasse ich euch leben, so tötet er mich, das ist billig. Darum, so gewähre ich dir drei Tage Frist, in welcher Zeit du dich nach einer andern Wohnung umtun magst."

Die Maus erwiderte: „Sehr schwer und ungern trenne ich mich von dieser Wohnung; ich werde mich hüten, dir zu nahe zu kommen, und hierbleiben, so lange es mir gefällt." Die Katze schonte die Maus, ihrem Wort getreu, drei Tage lang, da wurde diese ganz sicher und tat nun gar nicht mehr, als sei eine Katze im Hause vorhanden; als die drei Tage herum waren und die Maus wieder ganz unbesorgt aus ihrem Löchlein lief, da lag die Katze im Winkel der Speisekammer und lauerte, sprang zu und fing und fraß die Maus mit Haut und Haaren."

Ludwig Bechstein

Die Galoschen des Glücks

in Anfang: In einem Hause in Kopenhagen, nicht weit vom Königsneumarkt, war eine Gesellschaft eingeladen, eine sehr große Gesellschaft, um von den Eingeladenen wieder Einladungen zu erhalten. Die eine Hälfte der Gesellschaft saß schon an den Spieltischen, die andere Hälfte erwartete das Ergebnis; von dem „Was wollen wir denn nun anfangen?" der Wirtin. So weit war man, und die Unterhaltung kam so gut als möglich in Gang. Unter anderem fiel auch die Rede auf das Mittelalter. Einzelne hielten es für weit hübscher als unsere Zeit, ja der Gerichtsrat Knapp verteidigte die Meinung so eifrig, dass die Frau vom Hause sogleich auf seine Seite übertrat und beide eiferten nun gegen Örsted's Abhandlung im Almanach über alte und neue Zeiten, worin unserm Zeitalter im Wesentlichen der Vorzug gegeben wird. Der Gerichtsrat betrachtete die Zeit des Dänenkönigs Hans als die edelste und glücklichste. Während dies der Stoff der Unterhaltung war, und dieselbe nur auf Augenblicke durch die Ankunft eines Tageblattes unterbrochen wurde, welches nichts enthielt, was zu lesen der Mühe wert gewesen wäre, wollen wir uns in das Vorzimmer hinausbegeben, wo die Mäntel, Stöcke und Galoschen Platz gefunden hatten. Hier saßen zwei Mädchen, ein junges und ein altes. Man hätte glauben können, sie seien gekommen, um ihre weibliche Herrschaft nach Hause zu geleiten; betrachtete man sie aber etwas genauer, so begriff man bald, dass sie keine gewöhnlichen Dienstboten waren, dazu waren die Formen zu edel, die Haut zu fein, der Schnitt der Kleider zu gewagt. Es waren zwei Feen, die jüngste zwar nicht das Glück selbst, aber ein Kammermädchen einer der Kammerjungfrauen desselben, welche die geringeren Gaben des Glückes umhertragen; die ältere sah etwas finster aus, es war die Trauer. Sie geht immer selbst in höchsteigener Person ihre Geschäfte zu besorgen, dann weiß sie, dass dieselben gut ausgeführt werden. Die beiden Feen erzählten einander, wo sie an diesem Tage gewesen waren. Die Abgesandte des Glückes hatte nur einige unbedeutende Handlungen ausgeführt, einen neuen Hut vom Regenguss bewahrt, einem ehrlichen Mann einen Gruß von einer vornehmen Null verschafft u.s.w., aber was ihr noch übrig blieb, war etwas ganz Ungewöhnliches. „Ich kann auch erzählen", sagte sie, „dass heute mein Geburtstag ist, und zur Ehre desselben sind mir ein paar Galoschen anvertraut, die ich der Menschheit bringen soll. Diese Galoschen haben die Eigenschaft, dass ein jeder, der sie anzieht, augenblicklich an die Stelle und in die Zeit versetzt wird, wo er am liebsten sein will; ein jeder Wunsch, mit Rücksicht auf Zeit, Ort oder Dauer wird sogleich erfüllt, und der Mensch so endlich einmal glücklich hienieden!" „Ja, das magst Du glauben!" sagte die Trauer: „er wird sehr unglücklich und segnet den Augenblick, wo er die Galoschen wieder los sein wird!" „Wo denkst Du hin?" sagte die andere. „Nun stelle ich sie an die Tür, einer vergreift sich und wird der Glückliche!" Sieh, das war das Zwiegespräch.

Wie es dem Gerichtsrat erging: Es war spät geworden; der Gerichsrat Knapp, in die Zeit des Königs Hans vertieft, wollte heimkehren, und das Schicksal lenkte es so, dass er anstatt seiner Galoschen die des Glücks bekam und nun auf die Oststraße hinaustrat; aber er war durch die Zauberkraft der Galoschen in die Zeit des Königs Hans zurückversetzt, und deshalb setzte er den Fuß geradezu in Kot und Morast auf die Straße, weil es zu jener Zeit noch kein Steinpflaster gab. „Es ist ja gräulich, wie schmutzig es hier ist!" sagte der Gerichtsrat. „Der ganze Bürgersteig ist fort und alle Laternen sind ausgelöscht."

Der Mond war noch nicht hoch genug heraufgekommen und die Luft überdies ziemlich dick, so dass alle Gegenstände rings umher bei dieser Dunkelheit in einander verschwammen. An der nächsten Ecke hing jedoch eine Laterne vor einem Marienbilde, aber die Beleuchtung war so gut wie keine, er bemerkte sie erst, als er gerade darunter stand, und seine Augen fielen auf das gemalte Bild mit der Mutter und dem Kinde. „Das ist wohl", dachte er, „eine Kunstsammlung, wo man vergessen hat, das Schild abzunehmen."

Ein paar Menschen, in der Tracht des Zeitalters, gingen an ihm vorbei. „Wie sahen sie doch aus! Sie kamen wohl aus einer Maskerade!“ Plötzlich ertönten Trommeln und Pfeifen, Fackeln leuchteten hell. Der Gerichtsrat stutzte und sah nun einen sonderbaren Zug vorbeiziehen. Zuerst kam ein ganzer Trupp Trommelschläger, die ihre Trommeln recht tüchtig bearbeiteten, ihnen folgten Trabanten mit Bogen und Armbrüsten. Der Vornehmste im Zuge war ein geistlicher Herr. Erstaunt fragte der Gerichtsrat, was das zu bedeuten habe und wer der Mann sei. „Das ist der Bischof von Seeland!“ „Was fällt dem Bischof ein?“ seufzte der Gerichtsrat und schüttelte mit dem Haupte; der Bischof konnte es nicht sein. Darüber grübelnd und ohne zur Rechten oder Linken zu sehen, ging der Gerichtsrat durch die Oststraße und über den Hohenbrückenplatz. Die Brücke, die nach dem Schlossplatze führt, war nicht zu finden, er wurde ein seichtes Ufer gewahr und stieß endlich hier auf zwei Leute, die in einem Boote waren. „Will der Herr nach dem Holm übergesetzt werden?“ fragten sie. „Nach dem Holm hinüber?“ sagte der Gerichtsrat, der ja nicht wusste, in welchem Zeitalter er sich befand. „Ich will nach Christianshafen in die kleine Torfstraße!“
Die Leute betrachteten ihn. „Sagt mir nur, wo die Brücke ist!“ sagte er. „Es ist schändlich, dass hier keine Laternen angezündet sind, und dann ist es ein Schmutz, als ginge man in einem Sumpf!“
Je langer er mit den Bootsmännern sprach, desto unverständlicher waren sie ihm. „Ich verstehe Euer Bornholmisch nicht!“ sagte er zuletzt ärgerlich und kehrte ihnen den Rücken. Die Brücke konnte er nicht finden, ein Geländer war auch nicht da. „Es ist eine Schande, wie es hier aussieht!“ sagte er. Nie hatte er sein Zeitalter elender gefunden, als an diesem Abend. „Ich glaube, ich werde am besten tun, einen Wagen zu nehmen!“ dachte er, aber wo war einer zu finden? Keiner war zu erblicken. „Ich werde nach dem Königs-Neumarkt zurückgehen müssen, dort halten wohl Wagen, sonst komme ich nie nach Christianshafen hinaus!“ Nun ging er nach der Oststraße und war fast hindurch gekommen, als der Mond hervorbrach. „Mein Gott, was ist das für ein Gerüst, was man hier errichtet hat!“ rief er aus, als er das Osttor erblickte, welches zu jener Zeit am Ende der Oststraße stand. Inzwischen fand er doch einen Durchgang offen und durch diesen kam er nach unserm Neumarkt hinaus; aber das war ein großer Wiesengrund, einzelne Büsche ragten hervor und quer durch die Wiese ging ein breiter Strom. Einige erbärmliche Holzbuden für holländische Schiffer, nach denen der Ort den Namen Hollandsaue hatte, lagen auf dem entgegengesetzten Ufer. „Entweder erblicke ich eine Lufterscheinung oder ich bin betrunken!“ jammerte der Gerichtsrat. „Was ist das doch? Was ist das doch?“ Er kehrte wieder um in der festen Ueberzeugung, dass er krank sei; indem er in die Straße zurückkam, betrachtete er die Häuser etwas genauer, die meisten waren nur von Fachwerk und viele hatten nur ein Strohdach. „Nein, mir ist gar nicht wohl“, seufzte er, „und ich trank doch nur ein Glas Punsch, aber ich kann ihn nicht vertragen; und es war auch ganz und gar verkehrt, uns Punsch und warmen Lachs zu geben, das werde ich der Frau auch sagen. Ob ich wohl wieder zurückkehre und sage, wie mir zu Mute ist? Aber das sieht lächerlich aus und es ist die Frage, ob sie noch wach sind!“
Er suchte nach dem Hause, aber es war gar nicht zu finden. „Es ist doch erschrecklich, ich kann die Oststraße nicht wieder erkennen, nicht ein Laden ist da! Alte, elende, verfallene Häuser erblicke ich, als ob ich in Roeskilde oder Ringstedt wäre! Ach, ich bin krank! Es nützt nichts, ängstlich zu sein! Aber wo in aller Welt ist des Stadtrats Haus? Es ist nicht mehr dasselbe, aber dort drinnen sind noch Leute auf; ach, ich bin sicher krank!“ Nun stieß er auf eine halb offene Tür, wo das Licht durch eine Spalte fiel. Es war eine Herberge jener Zeit, eine Art von Bierhaus. Die Stube hatte das Ansehen einer holländischen Diele; eine Anzahl Leute, bestehend aus Schiffern, Kopenhagener Bürgern und ein paar Gelehrten, saßen hier im eifrigsten Gespräch bei ihren Krügen und betrachteten den Eintretenden nur wenig. „Um Entschuldigung,“ sagte der Gerichtsrat zu der Wirtin, die ihm entgegenkam, „ich bin sehr unwohl geworden, wollen sie mir nicht einen Wagen nach Christianshafen hinaus besorgen lassen?“ Die Frau betrachtete ihn und schüttelte mit dem Kopfe; darauf redete sie ihn in deutscher Sprache an. Der Gerichtsrat nahm an, dass sie der dänischen Zunge nicht mächtig sei und brachte deshalb seinen Wunsch auf Deutsch an. Dies im Verein mit seiner Kleidung bestärkte die Frau darin, dass er ein Ausländer sei; dass er sich unwohl befinde, begriff sie bald, und brachte ihm deshalb einen Krug Wasser, freilich hatte es, etwas vom Seewasser, wiewohl es draußen aus dem Brunnen geschöpft war. Der Gerichtsrat stützte sein Haupt in die Hand, holte tief Atem und grübelte über alles Seltsame rings um sich her nach. „Ist das der Tag von heute Abend?“ fragte er ganz mechanisch, indem er sah, wie die Frau ein großes Stück Papier fortlegte. Sie verstand nicht, was er damit meinte, reichte ihm aber das Blatt, es war ein Holzschnitt, welcher eine Lufterscheinung zeigte, die in der Stadt Köln gesehen worden war. „Das ist sehr alt!“ sagte der Gerichtsrat und wurde durch dieses vergilbte Blatt ganz aufgeräumt. „Wie sind Sie doch zu diesem seltenen Blatt gelangt? Das ist höchst merkwürdig, obgleich das Ganze eine Fabel ist! Man erklärt dergleichen Lufterscheinungen dadurch, dass es Nordlichter sind, die man erblickt hat; wahrscheinlich entstehen sie durch die Elektrizität!“ Die, welche ihm zunächst saßen und seine Rede hörten, sahen ihn erstaunt an und einer von ihnen erhob sich, nahm ehrerbietig den Hut ab und sagte mit der ernsthaftesten Miene: „Ihr seid sicher ein höchst gelehrter Mann.“ „O, nein!“ erwiderte der Gerichtsrat, „ich kann nur von einem und dem andern mitsprechen, was man ja verstehen muss!“ „Bescheidenheit ist eine schöne Tugend!“ sagte der Mann. „Übrigens muss ich zu Eurer Rede sagen: ich habe eine andere Ansicht, doch will ich hier gern mein Urteil zurückhalten!“ „Darf ich wohl fragen, mit wem ich das Vergnügen habe, zu sprechen?“ fragte der Gerichtsrat. „Ich bin Magister der heiligen Schrift!“ erwiderte der Mann. Diese Antwort war dem Gerichtsrat genügend, der Titel entsprach hier der Tracht. „Das ist sicher“, dachte er, „ein alter Dorfschulmeister, ein naturwüchsiger Mann, wie man sie zuweilen oben in Jütland treffen kann.“ „Hier ist zwar eigentlich nicht der Platz zu gelehrten Gesprächen“, begann der Mann, „doch

bitte ich, dass Ihr Euch herablasset, zu sprechen! Ihr seid sicher in den Alten sehr belesen!" „O, ja wohl!" antwortete der Rat, „ich lese gern alte, nützliche Schriften, habe aber auch die neueren recht gern, mit Ausnahme der „Alltagsgeschichten‹, deren wir in Wirklichkeit genug haben!" „Alltagsgeschichten?" fragte unser Magister „Ja, ich meine diese neuen Romane, die man jetzt hat." „O", lächelte der Mann, „sie enthalten doch vielen Witz und werden bei Hofe gelesen, der König liebt besonders den Roman von Herrn Ivent und Herrn Gaudian, welcher von König Artus und seinen Helden der Tafelrunde handelt, er hat mit seinen hohen Herren darüber gescherzt." „Ja, den habe ich noch nicht gelesen!" sagte der Gerichtsrat, „das muss ein ganz neuer sein, den Heiberg herausgegeben hat!" „Nein", erwiderte der Mann, „der ist nicht bei Heiberg, sondern bei Godfred von Nehmen herausgekommen!" „So ist das der Verfasser!" sagte der Gerichsrat. „Das ist ein sehr alter Name, so hieß ja wohl der erste Buchdrucker, der in Dänemark gewesen ist?" „Ja, das ist unser erster Buchdrucker", sagte der Mann. So weit ging es ganz gut; nun sprach einer der guten Bürgersleute von der schweren Pestilenz, die vor ein paar Jahren regiert hatte, und meinte die im Jahre 1484; der Gerichtsrat nahm an, dass es die Cholera sei, von der die Rede war, und so ging die Unterhaltung ganz gut. Der Freibeuterkrieg von 1490 lag so nahe, dass er berührt werden musste; die englischen Freibeuter hatten Schiffe auf der Reede genommen, sagten sie; und der Gerichtsrat, der sich in die Begebenheiten von 1801 recht hineingelebt hatte, stimmte vortrefflich gegen die Engländer mit ein. Das übrige Gespräch dagegen ging nicht so gut, jeden Augenblick wurde es gegenseitig zum Leichenbitterstyl; der Magister war gar zu unwissend, und die einfachsten Außerungen des Gerichtsrats klangen ihm wieder zu dreist und zu überspannt. Sie betrachteten einander, und wurde es gar zu arg, dann sprach der Magister lateinisch, in der Hoffnung, besser verstanden zu werden, aber es half doch nichts. „Wie ist es mit Ihnen?" fragte die Wirtin, und zog den Rat beim Ärmel; nun kam seine Besinnung zurück, im Laufe der Unterhaltung hatte er alles rein vergessen, was vorangegangen war. „Mein Gott, wo bin ich?" fragte er, und es schwindelte ihm, wie er daran dachte. „Klaret wollen wir trinken! Meth und Bremer Bier", rief einer der Gäste, „und Ihr sollt mittrinken!" Zwei Mädchen kamen herein, und schenkten ein. Er musste mit den andern trinken, sie bemächtigten sich ganz artig des guten Mannes, er war höchst verzweifelt, und als der eine sagte, dass er betrunken sei, so zweifelte er durchaus nicht an des Mannes Wort, bat sie nur, ihm einen Wagen zu verschaffen, und dann glaubten sie, er spreche moskowitisch.

Nie war er in so roher Gesellschaft gewesen. „Man könnte glauben, das Land sei zum Heidentume zurückgekehrt", meinte er, „das ist der schrecklichste Augenblick in meinem Leben!" Doch plötzlich kam ihm der Gedanke, sich unter den Tisch hinab zu bücken und dann nach der Tür zu kriechen. Das tat er, aber indem er beim Ausgange war, bemerkten die andern, was er vor hatte, sie ergriffen ihn bei den Füßen, und nun gingen die Galoschen zu seinem Glücke ab, und – mit diesen die ganze Bezauberung. Der Gerichtsrat sah ganz deutlich vor sich eine Laterne brennen, und hinter dieser ein großes Gebäude, alles sah bekannt und prächtig aus, das war die Oststraße, wie wir sie kennen, er lag mit den Beinen gegen eine Pforte hin, und gerade gegenüber saß der Wächter und schlief. „Du mein Schöpfer, habe ich hier auf der Straße gelegen und geträumt!" sagte er. „Ja, das ist die Oststraße! Wie prächtig hell und bunt! Es ist doch erschrecklich, wie das Glas Punsch auf mich gewirkt haben muss." Zwei Minuten später saß er in einem Wagen, der mit ihm nach Christianshafen fuhr, er gedachte der Angst und Not, die er ausgestanden, und pries von Herzen die glückliche Wirklichkeit, unsere Zeit, die mit allen ihren Mängeln doch weit besser sei, als die, in der er vor Kurzem gewesen war.

Hans-Christian Andersen

Urgrossvater

rgroßvater war so milde, klug und gut; wir sahen alle zu ihm auf. Er wurde eigentlich, soweit ich zurückdenken konnte, Großvater genannt; aber als der kleine Sohn meines Bruders Friedrich in die Familie kam, avancierte er zum Urgroßvater, höher hinauf würde er wohl nicht mehr kommen. Er liebte uns alle; aber unsere Zeit schien er nicht recht zu lieben. „Die alte Zeit war die gute Zeit," sagte er; „bedachtsam und tüchtig war sie! Heutzutage ist ein solches Hasten, und alles schwankt auf und ab. Die Jugend führt das Wort, spricht selbst über Könige, als wären sie ihresgleichen. Jeder kann auf der Straße seine Lumpen in stinkendes Wasser tauchen und sie einem Ehrenmann um den Kopf winden." Bei solchen Reden wurde Urgroßvater ganz rot im Gesicht; aber bald kam doch wieder ein freundliches Lächeln zum Vorschein und er sagte: „Naja! vielleicht irre ich mich in manchen Dingen doch! Ich stehe in der alten Zeit und kann in der neuen nicht recht festen Fuß fassen. Gott, der Herr, führe und leite sie." Wenn Urgroßvater von der alten Zeit erzählte, war es mir als ob sie zurückkäme. In Gedanken fuhr ich dann in goldener Karosse mit Heiducken hintenauf, sah die Zünfte ihre Schilde im feierlichen Umzug mit Musik und Fahnen tragen, war mit an den lustigen Weihnachtsabenden mit Pfänderspiel und Vermummungen. Es gab freilich auch in der Zeit viel Hässliches und Grausiges: Pfählen, Rädern und Blutvergießen; aber all das Grausige hatte etwas Lockendes. Ich hörte aber auch viel Schönes; ich hörte von dem dänischen Adel, der die Bauern frei gab, und von dem dänischen Kronprinzen, der den Sklavenhandel aufhob. Es war reizend, Urgroßvater davon erzählen zu hören, von seinen Jugendtagen zu hören. Doch die Zeit vor ihr war doch die allerschönste, kraftvoll und groß. „Rauh war sie," sagte Bruder Friedrich. „Gott sei Lob und Dank, dass wir über sie hinaus sind," und das sagte er Großvater ohne Umschweife. Es schickte sich nicht, und doch hatte ich viel Respekt vor Friedrich. Er war mein ältester Bruder; er könnte mein Vater sein, sagte er. Er sagte immer so viel Scherzhaftes. Student war er, hatte die besten Zeugnisse und war so geschickt im väterlichen Comptoir, dass er bald Teilhaber werden sollte. Mit ihm ließ Großvater sich am meisten ein; aber sie kamen stets ins Streiten. Die beiden verstünden sich nicht und würden auch niemals dazu kommen, sagte die ganze Familie, aber so klein ich auch damals war, merkte ich doch, dass die beiden sich nicht entbehren konnten. Urgroßvater hörte mit leuchtenden Augen zu, wenn Friedrich von dem Fortschritt der Wissenschaft, von der Entdeckung der Naturkräfte, von all dem Bedeutenden in unserer Zeit erzählte oder vorlas. „Die Menschen werden klüger, aber nicht besser," sagte dann Urgroßvater. „Sie erfinden die fürchterlichsten Waffen, um sich gegenseitig zu vernichten." „Desto schneller sind die Kriege zu Ende," sagte Friedrich, „man braucht nicht mehr sieben Jahre auf die Segnungen des Friedens zu warten. Die Welt ist vollblütig, sie muss zuweilen einen Aderlass haben; das ist notwendig." Eines Tages erzählte Friedrich ein Erlebnis, das sich in seiner Zeit in einer kleinen Stadt zugetragen hatte. Die Uhr des Bürgermeisters, die große Uhr am Rathause, gab die Zeit für Stadt und Bevölkerung an. Die Uhr ging nicht ganz richtig; aber die ganze Stadt richtete sich doch nach ihr. Nun kam die Eisenbahn ins Land, und alle Länder standen nun miteinander in Verbindung. Man musste nun die genaue Zeit haben, sonst gab es Unannehmlichkeiten. Die Eisenbahn erhielt eine mit der Sonne gehende Uhr; sie ging richtig, und nicht wie die Uhr des Bürgermeisters, und nun richteten sich alle Bewohner der Stadt nach der Bahnhofsuhr. Ich lachte und fand, dass es eine spaßige Geschichte wäre. Aber Urgroßvater lachte nicht; er blieb ganz ernst. „Was du erzählst, ist sehr lehrreich," sagte er, „und ich verstehe deine Absicht, warum du sie mir erzählst. In deiner Uhr ist Gelehrsamkeit. Mir fällt dabei eine andere ein, die alte einfache

Bornholmer Uhr meiner Eltern mit den Bleigewichten. Sie war ihr und meiner Jugend Zeitmesser. Sie ging wohl nicht ganz genau, aber sie ging, und wir sahen nach den Zeigern und trauten ihnen und dachten nicht an die Räder im Innern. So war es damals auch mit der Staatsmaschine. Man sah voller Treue auf sie und vertraute den Zeigern. Nun ist die Staatsmaschine eine gläserne Uhr geworden, der man bis in das Uhrwerk sehen kann, wie die Räder surren und sich drehen. Man wird ganz besorgt um die Zapfen und die Räder. Wird sie auch auf den Glockenschlag gehen, denke ich, und mein Kinderglaube ist dahin. Das ist die Gebrechlichkeit der Gegenwart." Und Urgroßvater sprach sich in Zorn. Er und Friedrich konnten sich über diesen Punkt nicht einigen; aber trennen konnte man sie nicht: sie waren die alte und die neue Zeit. Das empfanden die beiden und die ganze Familie, als Friedrich reisen sollte, weit fort nach Amerika. Die Reise musste in Angelegenheiten des Hauses gemacht werden. Es war eine schwere Trennung für Großvater, und die Reise war gar weit, weit über das Weltmeer nach der andern Seite der Weltkugel. „Alle vierzehn Tage sollst du einen Brief von mir haben," sagte Friedrich, „und schneller als alle Briefe sollst du durch den Telegraphendraht von mir hören. Die Tage werden zu Stunden, die Stunden zu Minuten." Mit dem Telegraphendraht kam ein Gruß, als Friedrich in England an Bord ging. Früher als ein Brief – selbst wenn die fliegenden Wolken Briefboten gewesen wären – kam ein Gruß aus Amerika, wo Friedrich an Land gestiegen war. Es war nur wenige Stunden später. „Es ist doch ein göttlicher Gedanke, der unserer Zeit vergönnt ist," sagte Urgroßvater, „ein Segen für die Menschheit." „Und in unserem Lande wurde die Naturkraft zuerst verstanden und beschrieben, hat Friedlich mir erzählt." „Ja," sagte Urgroßvater und küsste mich. „Ja, und ich habe in die beiden sanften Augen hineingesehen, welche diese Naturkraft zuerst erkannten und verstanden. Es waren Kinderaugen wie deine! Und ich habe seine Hand gedrückt." Und dann küsste er mich wieder. Mehr als ein Monat war vergangen, als von Friedrich ein Brief mit der Nachricht kam, dass er sich mit einem jungen, reizenden Mädchen verlobt hätte, worüber sich sicherlich die ganze Familie freuen werde. Ihre Photographie war mitgeschickt und wurde mit bloßem Auge und mit einem Vergrößerungsglase besehen; denn das war das Seltene an diesen Bildern, dass sie vertragen konnten, mit dem allerschärfsten Glase besehen zu werden, ja dass dann die Ähnlichkeit noch deutlicher hervortrat. Das hatte in der alten Zeit kein Maler vermocht, selbst der allergrößte nicht. „Hätte man doch damals diese Erfindung gekannt," sagte Urgroßvater; „dann hätten wir die Wohltäter und die großen Menschen der Welt von Angesicht zu Angesicht sehen können. Wie sanft und gut sieht doch das junge Mädchen aus,"sagte er und sah wieder durch das Glas. „Ich kenne sie nun, wenn sie zu uns hereintritt!" Aber fast wäre es niemals geschehen. Glücklicherweise hörten wir nicht viel von der Gefahr, ehe sie vorüber war. Die jungen Neuvermählten erreichten England in Freude und Wohlbefinden. Von dort wollten sie mit einem Dampfschiff nach Kopenhagen fahren. Sie sahen die dänische Küste, die weißen Dünenreihen Westjütlands. Da erhob sich ein Sturm; das Schiff stieß auf ein Riff und saß fest. Die See ging hoch und wollte das Schiff zertrümmern. Kein Rettungsboot konnte nützen. Die Nacht brach herein; aber mitten im Dunkel der Nacht fuhr von der Küste eine leuchtende Rakete nach dem auf den Grund geratenen Schiff hinüber. Sie warf ein Tau auf dasselbe, die Verbindung zwischen dem Riff und dem Lande war geschlagen, und bald wurde im Rettungsboote durch das heftig rollende Meer ein junges schönes Weib lebend hinübergezogen, das unendlich froh und glücklich war, als ihr junger Gemahl neben ihr auf der festen Erde stand. Alle am Bord wurden gerettet, ehe der Morgen graute. Wir lagen in Kopenhagen im süßen Schlaf und dachten an keine Sorge und Gefahr. Doch als wir am Tische zum Morgenkaffee versammelt waren, kam ein Gerücht, durch ein Telegramm getragen, von dem Untergang eines englischen Dampfers an der Westküste Jütlands. Wir litten große Herzensangst; aber in derselben Stunde kam ein Telegramm von den Geretteten, den glücklich Heimgekommenen, von Friedrich und seiner jungen Frau, dass sie bald bei uns sein würden. Alle weinten, ich auch, und Großvater weinte, faltete die Hände und – ich bin dessen gewiss – segnete die neue Zeit. An diesem Tage gab Urgroßvater zweihundert Reichstaler zu einem Denkmal für Hans Christian Örstedt. Als Friedrich mit seiner jungen Frau heimkam und es hörte, sagte er: „Das, war recht, Großvater; nun will ich dir auch vorlesen, was Örstedt vor vielen Jahren über die alte Zeit und unsere Zeit geschrieben hat." „Er war wohl deiner Meinung?" sagte Urgroßvater. „Ja, das kannst du dir wohl denken," sagte Friedrich, und du bist ja auch der Meinung; du hast ja zu einem Denkmal für ihn gegeben."

Hans-Christian Andersen

Die Wichtelmänner

Es war ein Schuster ohne seine Schuld so arm geworden, dass ihm endlich nichts mehr übrigblieb als Leder zu einem einzigen Paar Schuhe. Nun schnitt er am Abend die Schuhe zu, die wollte er den nächsten Morgen in Arbeit nehmen; und weil er ein gutes Gewissen hatte, so legte er sich ruhig zu Bett, befahl sich dem lieben Gott und schlief ein. Morgens, nachdem er sein Gebet verrichtet hatte und sich zur Arbeit niedersetzen wollte, so standen die beiden Schuhe ganz fertig auf seinem Tisch. Er verwunderte sich und wusste nicht, was er dazu sagen sollte. Er nahm die Schuhe in die Hand, um sie näher zu betrachten: Sie waren so sauber gearbeitet, dass kein Stich daran falsch war, gerade als wenn es ein Meisterstück sein sollte. Bald darauf trat auch schon ein Käufer ein, und weil ihm die Schuhe so gut gefielen, so bezahlte er mehr als gewöhnlich dafür, und der Schuster konnte von dem Geld Leder zu zwei Paar Schuhen erhandeln. Er schnitt sie abends zu und wollte den nächsten Morgen mit frischem Mut an die Arbeit gehen, aber er brauchte es nicht, denn als er aufstand, waren sie schon fertig, und es blieben auch nicht die Käufer aus, die ihm so viel Geld gaben, dass er Leder zu vier Paar Schuhen einkaufen konnte. Er fand frühmorgens auch die vier Paar fertig; und so ging's immerfort, was er abends zuschnitt, das war am Morgen verarbeitet, also dass er bald wieder sein ehrliches Auskommen hatte und endlich ein wohlhabender Mann ward. Nun geschah es eines Abends, nicht lange vor Weihnachten, als der Mann wieder zugeschnitten hatte, dass er vorm Schlafengehen zu seiner Frau sprach: „Wie wär's, wenn wir diese Nacht aufblieben, um zu sehen, wer uns solche hilfreiche Hand leistet?" Die Frau war's zufrieden und steckte ein Licht an; darauf verbargen sie sich in den Stubenecken, hinter den Kleidern, die da aufgehängt waren, und gaben acht. Als es Mitternacht war, da kamen zwei kleine, niedliche nackte Männlein, setzten sich vor des Schusters Tisch, nahmen alle zugeschnittene Arbeit zu sich und fingen an, mit ihren Fingerlein so behend und schnell zu stechen, zu nähen, zu klopfen, dass der Schuster vor Verwunderung die Augen nicht abwenden konnte. Sie ließen nicht nach, bis alles zu Ende gebracht war und fertig auf dem Tische stand, dann sprangen sie schnell fort. Am andern Morgen sprach die Frau: „Die kleinen Männer haben uns reich gemacht, wir müssten uns doch dankbar dafür bezeigen. Sie laufen so herum, haben nichts am Leib und müssen frieren. Weißt du was? Ich will Hemdlein, Rock, Wams und Höslein für sie nähen, auch jedem ein Paar Strümpfe stricken; mach du jedem ein Paar Schühlein dazu." Der Mann sprach: „Das bin ich wohl zufrieden." Und abends, wie sie alles fertig hatten, legten sie die Geschenke statt der zugeschnittenen Arbeit zusammen auf den Tisch und versteckten sich dann, um mit anzusehen, wie sich die Männlein dazu anstellen würden. Um Mitternacht kamen sie herangesprungen und wollten sich gleich an die Arbeit machen, als sie aber kein zugeschnittenes Leder, sondern die niedlichen Kleidungsstücke fanden, verwunderten sie sich erst, dann aber bezeugten sie eine gewaltige Freude. Mit der größten Geschwindigkeit zogen sie sich an, strichen die schönen Kleider am Leib und sangen: „Sind wir nicht Knaben glatt und fein? Was sollen wir länger Schuster sein!" Dann hüpften und tanzten sie und sprangen über Stühle und Bänke. Endlich tanzten sie zur Tür hinaus. Von nun an kamen sie nicht wieder, dem Schuster aber ging es wohl, solang er lebte, und es glückte ihm alles, was er unternahm.

Gebrüder Grimm

FOTOS: ©2017 PETRA ROLKER, JORK · GRAFIKDESIGN: AGENTUR KERNHAUS, JORK

Rolker
ÖKOFRUCHT

Rolker Ökofrucht GmbH
Osterladekop 5 · 21635 Jork · Germany
Zentrale:+49 4162 91389 - 00
Telefax: +49 4162 91389 - 18
www.rolker.com
www.biogenuss-norddeutschland.de